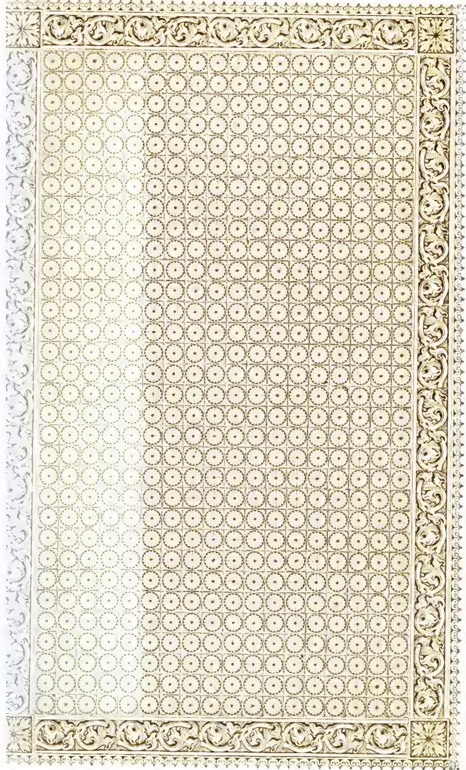


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


AUS
DER BIBLIOTHEK
VON



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



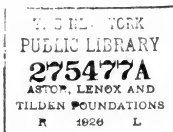
Zu der Erzählung „Das Maorimädchen“ von Emil Koch. (S. 77)
Originalzeichnung von Alb Richter.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.
Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Schloß Bredow.

Kriminalroman von K. v. Schlieben-Reventlow.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wer weiß, ob der Bursche, wenn er auch verspricht, mich morgen früh zu erwarten, Wort halten wird," sagte Fritz zu Fräulein Lassowitsch, wie Gertrud und Kaspary deutlich hören konnten.

„Warum sollte Miesko es nicht, da ihm eine Belohnung in Aussicht steht?" versetzte die Russin. „Warum aber sollte ich nicht lieber gleich jetzt den Versuch machen, die Papiere zu bekommen — vorausgesetzt natürlich, daß wir ihn zu Hause treffen? Die Gelegenheit kann nicht günstiger sein, als sie es ist. Jetzt sind wir unbeobachtet, und Sie, Herr Leutnant, könnten für alle Fälle Posten stehen, damit man mich nicht mit Miesko überrascht."

„Das würde ich ja gern thun, gnädiges Fräulein, aber . . ."

„Kein Aber, es ist ganz sicherlich am besten so. Sie werden mir doch, nachdem Sie mir so oft Ihren Beistand angeboten, ihn jetzt nicht versagen wollen, in einem Moment, in dem er in der That sehr wertvoll für mich sein kann?"

„Wie können Sie das denken! Ich, der ich Jahre meines Lebens dahingeben würde, um einen kleinen Anspruch auf Ihre Dankbarkeit zu erlangen!"

Die Stimmen der beiden verklangen in der Ferne. Kaspary wartete noch einen Augenblick, bis sie hinter einer Biegung des Weges verschwunden waren, dann trat er wieder auf denselben hinaus.

Gertrud folgte ihm. „Es scheint allerdings, als ob Sie mit der Bemerkung, die Sie vorhin fallen ließen, recht hätten," sagte sie in etwas bitterem Tone.

„Mit welcher?"

„Daß Fritz gänzlich in die Netze dieser Abenteurerin gefallen ist. Aber wollen Sie nicht ihre Unterredung mit Miesko hindern?"

„Das wäre nicht das Richtige."

„Warum nicht?"

„Sie würde Verdacht schöpfen."

„So aber wird jedenfalls der ganze Eindruck, den meine Worte auf Miesko gemacht haben, wieder vernichtet werden."

„Das glaube ich nicht. Was Miesko bewogen hat, sich unseren Wünschen willfährig zu zeigen, war noch weniger die Hoffnung auf die Belohnung als die Furcht vor Strafe. Sie kann wohl jene verdoppeln oder verdreifachen, nicht aber das zweite Motiv anwenden. Ich setze hierbei voraus, daß sie nicht weiß, wie Miesko zu den Papieren gekommen ist."

„Das kann sie nicht wissen. Ihre Kenntnis von der ganzen Sache dankt sie lediglich meinem Vetter, und diesem habe ich nichts davon erzählt."

„Das ist sehr gut. Er selbst wird sich hüten, es zu sagen."

„Aber es wäre doch von hoher Wichtigkeit, daß wir erführen, wie diese Unterredung verläuft."

„Dafür ist gesorgt. Ich habe einen Beamten hier, der von mir den besonderen Auftrag hat, Miesko nicht aus den Augen zu lassen.“

„Aber Fritz soll Posten stehen.“

Kaspary lächelte. „Das thut nichts. Wesner — das ist der Name meines Beamten — ist ein tüchtiger Mann und in diesem Spiel seinem Gegner mehr als gewachsen. Hätte ich nicht diese feste Ueberzeugung, so wäre ich jetzt längst nicht mehr an Ihrer Seite, gnädiges Fräulein.“

„Es wäre vielleicht doch besser, wenn Sie an der Ueberwachung teilnähmen. Fritz ist heftig und unbedachtsam. Wenn er mit Ihrem Beamten zusammenstieße, was doch durchaus nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt, so —“

„So ist dieser dafür um so kaltblütiger. Aber um Sie zu beruhigen, gnädiges Fräulein, will ich, sobald ich Sie zum Schloß zurückgeleitet habe, zurückkehren, um meinen Beobachtungsposten einzunehmen.“

„Sie thun mir in der That einen Gefallen damit, besonders, wenn Sie es jetzt gleich thun. Hier sind wir ja schon am Park, und mir thut niemand etwas, ich bin ganz sicher.“

„Ist es nicht besser, wenn ich Sie noch die kurze Strecke geleite?“

„Nein, nein, gehen Sie lieber dorthin, wo Ihre Anwesenheit nötiger ist. Ich kann mich sonst der Sorge nicht entschlagen.“

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein.“

Er grüßte respektvoll und ging. Aber sie rief ihn noch einmal zurück.

„Eine Bitte noch: teilen Sie mir mit, wenn irgend etwas von Bedeutung sich ereignet haben sollte.“

„Ich werde nicht verfehlen, es zu thun.“

„Besten Dank. — Adieu!“

Sie verschwand im Schatten der Bäume, und er ging in raschem Tempo wieder zurück, erst in der Nähe der Hütte Mieskos seine Schritte mäßigend und dann, in Ermangelung eines besseren Verstecks, sich hinter einer breitästigen Ulme am Wege aufstellend. Von Wesner sah er nichts, während der Leutnant langsam um die Hütte herumging, bisweilen stehen bleibend und einen Blick durch das Fenster in das Innere werfend.

Eine Besorgnis erfaßte Kaspary: es war nicht unmöglich, daß Wesner, nachdem er ihn mit Gertrud hatte davongehen sehen, ebenfalls seinen Posten in dem Glauben verlassen hatte, daß für heute seine Aufgabe erledigt sei.

Hätte er eine Deckung gefunden, mittels deren er unbeobachtet an die Hütte herankommen konnte, so hätte er keinen Augenblick gezaudert, dieselbe zu benutzen. Aber das kleine Häuschen war, am äußersten Ende des Dorfes liegend, ganz von Aeckern umgeben.

Während er den Leutnant genau beobachtete, sah Kaspary, daß Fritz v. Bredow im Anfang einmal auch einen großen Holzstoß umschritten hatte, der hinter dem Hause aufgetürmt war, dann aber diese Vorsicht vernachlässigte. Darauf baute er seinen Plan. Jedesmal, wenn der Leutnant die ihm zugekehrte Seite des Hauses verließ, machte er einige Schritte vorwärts und warf sich dann platt auf den Acker nieder, um in dieser Stellung so lange zu verbleiben, bis sich wieder die Gelegenheit zum Vorrücken bot.

Auf diese Weise gelangte er in verhältnismäßig kurzer Frist an den Holzstoß und erstieg mit äußerster Vorsicht denselben, sich dann wieder flach niederstreckend.

Zu seiner freudigen Ueberraschung fand er auf demselben Wesner, der die gleiche, allerdings ziemlich naheliegende Idee gehabt hatte.

Der Beobachtungsposten war trefflich gewählt; nicht

allein konnte man durch das gegenüber liegende Fenster einen großen Teil des Innenraums der Hütte überblicken, sondern auch, da der obere Teil des Fensters geöffnet war, um dem Rauch des Herdfeuers besseren Abzug zu gewähren, alles vernehmen, was drinnen gesprochen wurde.

„Fräulein Gertrud will die Papiere nur haben, um sie mir zu geben," hörte er Wera sagen. „Es ist also ganz gleichgültig, ob du sie ihr direkt giebst oder mir."

Miesko schwieg; er schien durchaus nicht überzeugt.

„Allerdings würde ich dir die volle Belohnung geben," fuhr Wera fort, „während sie den größten Teil derselben für sich behalten zu wollen scheint."

„Das thut das gnädige Fräulein nicht," entgegnete Miesko in bestimmtem Tone.

„Es scheint aber doch so. Warum hat sie dir denn nicht gesagt, daß du fünfhundert Thaler haben sollst und nicht nur hundert?"

Er schwieg. Auf diese Frage wußte er augenscheinlich keine Antwort.

„Du siehst, daß sie es nicht ehrlich mit dir meint," setzte Wera ihre Verdächtigung fort. „Aber wenn es dir gleichgültig ist, ob du fünfhundert Thaler erhältst oder nur hundert — mir kann es recht sein."

„Das ist mir nicht gleichgültig," beteuerte er eifrig. „Ich habe die Papiere gefunden, und mir gehört die Belohnung, niemand sonst."

„Wenn die Papiere wirklich fünfhundert Thaler wert sind, muß Miesko die fünfhundert Thaler auch bekommen," mischte sich jetzt die Alte in das Gespräch. „Fünfhundert Thaler sind viel Geld, o so viel Geld!"

„Dann muß er aber auch thun, was ich verlange," beharrte Wera.

„Ja, Miesko, das mußt du," sagte die Polin in strengem Ton.

Er kratzte sich verzweifelt in seinen langen Haaren. „Aber dann komme ich ins Gefängnis,“ rief er aus.

„Warum solltest du in das Gefängnis kommen?“

„Weil ich manchmal Schlingen gelegt habe — für die Rehe und die Hasen im Walde.“

„So, da hättest du es freilich verdient.“

„Aber ich will nicht in das Gefängnis.“

„Ich werde dich schützen. Wenn ich für dich eintrete, thut dir niemand etwas.“

Miesko schien zu dem Versprechen der Fremden kein rechtes Zutrauen zu haben. „Ich werde nachdenken über die Sache,“ meinte er endlich.

Wera sah ein, daß für den Augenblick nicht mehr zu erreichen war, und hoffte, daß der Einfluß der Alten, deren Augen bei der Erwähnung der fünfhundert Thaler lüstern gefunkelt, und deren Hände so gierig gezuckt hatten, als habe sie das Geld schon vor sich, genügen werde, um das angefangene Werk zu vollenden.

„Gut,“ sagte sie, „überlege es dir! Aber sagst du zu irgend jemand ein Wort von dem, was ich mit dir gesprochen habe, oder daß ich überhaupt hier gewesen bin, so bekommst du gar nichts, auch nicht hundert Thaler, sondern ich sage dem Herrn Leutnant, daß er dich sofort einstecken läßt.“

„O, nicht dem Herrn Leutnant sagen, nicht dem Herrn Leutnant sagen!“ bat Miesko im Ton der höchsten Angst.

„Ich sage ihm nichts, wenn du meinen Wunsch erfüllst — wenn es nicht der Fall ist, werde ich ihm sagen, daß er dich schlagen soll, so sehr er es vermag. Er thut es mir gern zu Gefallen. Da sollst du schon sehen, was Prügel sind. Und wenn er dich nicht genug haut, thue ich es selbst.“

„O gnädiges Fräulein, ich will ja alles thun, was man von mir verlangt!“

„Das gnädige Fräulein kennt den Herrn Leutnant?“ frug die Alte lauernd.

„Ob ich ihn kenne! Er hat mich hierher begleitet und ist draußen vor der Thür. Soll ich ihn hereinrufen?“

„Nein, nein, gnädiges Fräulein, thun Sie es nicht!“ bat Miesko.

„Er thut dir nichts, wenn ich es nicht will. Du sollst es selbst hören. — Herr Leutnant!“ rief sie, einen unteren Flügel des Fensters öffnend.

Fritz v. Bredow erschien sofort an demselben, und sein Anblick genügte, um zu veranlassen, daß Miesko, einen lauten Ruf des Schreckens ausstoßend, mit der Behendigkeit eines Affen sich auf den Balken schwang, welcher der Länge nach durch die Hütte lief und früher mit Brettern bedeckt war, um eine Art Bodenraum zu bilden. Diesen unnütz findend, da in der Hütte nie größere Vorräte aufzubewahren waren, hatte Miesko die Bretter benutzt, um sich einen Kaninchenstall zu bauen.

„Komm nur herab,“ rief Wera, unwillkürlich lachend, „der Herr Leutnant thut dir nichts.“

Miesko schien dem Frieden nicht zu trauen; er blieb oben.

„Nicht wahr, Herr Leutnant,“ wandte Wera sich an diesen, „Sie thun ihm nichts, wenn er ehrlich gegen mich ist?“

„Nein.“

„Aber wenn er mir nicht Wort hält, dann ...“ Sie sah ihn bedeutsam an und machte die Gebärde des Schlagens.

„Dann soll er so viel Prügel haben, daß er nicht mehr kriechen kann.“

„Du hast es gehört, richte dich danach!“ bedeutete Wera den Burschen kurz und verließ dann, um den Eindruck dieser letzten Scene nicht abzuschwächen, die Hütte. —

„Hat er ihr gesagt, wo die Papiere sind?“ frug Kaspary seinen Gehilfen, als Wera und Fritz sich entfernt hatten und Miesko langsam wieder von seinem Zufluchtsorte herabgeklettert war.

„Nein. Er sagte nur, er habe sie nicht bei sich, er habe sie im Walde, weit von hier, versteckt,“ versetzte Wesner.

„Das ist gut. Es thut mir leid, lieber Wesner, daß ich Sie um Ihre Nachtruhe bringen muß, aber es geht nicht anders. Die Gefahr ist zu groß. Sie dürfen den Burschen jetzt nicht mehr aus den Augen lassen.“

„Ihn im Walde zu verfolgen, ist sehr schwer.“

„Die Papiere sind nicht im Walde versteckt, sondern sie befinden sich in Retschin. Ich gehe, nachdem ich noch einige Kleinigkeiten erledigt habe, sofort dahin, um die nötigen Maßregeln zu treffen. Ich habe bereits meinen Plan. Sie folgen Miesko. Er wird nach dem Hause des Müllers in Retschin gehen. Sollten Sie unterwegs ihn aus den Augen verlieren, so eilen Sie so schnell als möglich nach der Retschiner Mühle und legen sich, falls Sie mich nicht schon dort treffen sollten, in den Hinterhalt. Sollte er, was ich kaum glaube, nicht nach Retschin gehen, so geben Sie mir durch irgend einen sicheren Boten Nachricht nach dem Gasthof zum „Goldenen Adler“, Adresse Maler Schulze. Verstanden?“

„Jawohl, Herr Schulze.“

„Gut. Sollten unvorhergesehene Fälle vorkommen, so handeln Sie nach Ihrem Ermessen. Auf Wiedersehen!“

Er ging nach dem Gasthof. Dort schrieb er ein vom nächsten Tage datiertes Briefchen an Wera, in welchem er ihr mitteilte, daß unerwartet eingetroffene Nachrichten von Boris Merischoff ihn leider nötigten, das Vergnügen, mit ihr nach Wusterwitz zu gehen, noch etwas zu verschieben, und ein paar Zeilen an Gertrud, des Inhalts,

daß er es, nachdem er die Unterredung zwischen Wera und Miesko angehört, für nötig halte, seinen Plan zu ändern; sie möge morgen keine Botschaft von Miesko erwarten, aber, soweit es ihr möglich sei, Wera und ihren Vetter beobachten. Dann hängte er seine Touristentasche auf die Schulter, übergab die beiden Briefe dem Wirt mit dem Ersuchen, sie morgen früh nach dem Schloß bringen zu lassen, da er zeitig fort wolle, um eine Waldpartie bei Morgenbeleuchtung aufzunehmen, und ging raschen Schrittes nach Retschin zu.

Wie er gehofft hatte, war im „Goldenen Adler" noch Licht. Die Honoratioren des Ortes saßen dort zusammen, der Bürgermeister war aber leider nicht unter ihnen.

„Wo wohnt der Bürgermeister?" frug Kaspary den Kellner, der ihn gleich wieder erkannt hatte und wortreich seiner Freude Ausdruck gab.

„Im dritten Hause linker Hand."

„Gehen Sie zu ihm und sagen Sie ihm, daß ich ihn sofort sprechen muß."

„O, das wird nicht gehen."

„Warum nicht?"

„Jetzt schläft der Herr Bürgermeister, und da darf ich ihn nicht wecken."

„Die Sache ist wichtig genug, um das zu rechtfertigen."

„Er würde mich schön begrüßen."

„Hier nehmen Sie meine Karte!"

Er steckte die Karte sorgfältig in ein Couvert, das er zum großen Mißvergnügen des neugierigen Kellners versiegelte. „Jetzt gehen Sie schleunigst. Ich trage die Verantwortung."

„Na, der Herr Schulze wird sich wundern, wie ihm der Bürgermeister heimleuchtet," brummte der Kellner, entfernte sich aber.

Er war nicht wenig verwundert, als der Bürgermeister,

nachdem er die Karte gelesen, ihm auftrug, dem Fremden mitzuteilen, daß er sofort kommen werde. „Da steckt etwas dahinter," dachte er. „Das muß ich noch herausbekommen."

Seine Hoffnung, das Geheimnis zu ergründen, ging nun freilich nicht in Erfüllung, denn kaum hatte er Kaspary den Bescheid des Bürgermeisters ausgerichtet, so ging dieser selbst nach dem Hause des Stadtoberhauptes.

Er wurde sofort vorgelassen.

„Es thut mir leid," begann Kaspary, „daß ich Sie in Ihrer Nachtruhe stören muß, Herr Bürgermeister."

„O bitte, bitte, das hat gar nichts zu sagen."

„Wie Sie sich denken können, handelt es sich um eine wichtige Angelegenheit, um den Mord in der Eisenbahn."

„Ah! Bitte, nehmen Sie Platz. Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

„Ich weiß mit ziemlicher Bestimmtheit, wo die Mörder zu finden sind."

„Ich auch."

„In der That?"

„O, hinter dem Berge wohnen auch Leute, Herr Kriminalkommissar. Ich kann Ihnen sogar eine ziemlich genaue Beschreibung derselben geben."

„Da wäre ich in der That begierig."

„Der eine ist groß und schlank, mit starkem Schnurrbart und dem Aussehen eines früheren Offiziers."

„Ungefähr wie ich."

„Ja, ungefähr wie Sie. Der andere ist kleiner, mit kurzem Vollbart, breit und stämmig gebaut."

„Ungefähr wie der Kriminalbeamte, den ich mitgenommen habe. Und die beiden haben sich dadurch verdächtig gemacht, daß sie erst die Lange Gasse verfolgten, dann im Bogen um Retschin herumgingen und später, am nächsten Tage, sich wiederholt auf dem Bahnhof zeigten."

„Ganz recht. Woher wissen Sie das?"

„Der Polizeidiener Sauermann hat sie beobachtet."

„Auch das stimmt. Aber um des Himmels willen, wie können Sie so genau unterrichtet sein?"

„Es ist nicht immer ganz praktisch, mein lieber Herr Bürgermeister, derartige Mitteilungen in Gasthöfen zu machen."

„Ah, Sie saßen in der Nähe! Jetzt erkenne ich Sie wieder."

„So ist es. Nun, jene beiden Verdächtigen waren wir beide, mein Beamter und ich. Wir verfolgten die Spur der Mörder."

„Und Sauermann wollte Sie verhaften! Ja, Sauermann ist ein Esel."

„Vielleicht doch nicht so ganz. Aber lassen wir das. Für mich handelt es sich jetzt darum, wichtige Dokumente, welche bei Verübung des Mordes gestohlen worden sind, in die Hand zu bekommen."

„Dabei soll ich Ihnen helfen? Sind die Papiere hier?"

„Allerdings. Der Sohn des Müllers hat sie in Verwahrung."

„Er muß sofort verhaftet werden." Der Bürgermeister sprang auf, um nach seinem Klingelzug zu greifen.

Kaspary hielt ihn zurück. „Ich glaube nicht, daß dies nützlich wäre," sagte er.

„Es ist das Sicherste."

„Die Papiere sind jedenfalls gut versteckt."

„Wenn ich selbst ihn verhöre, wird er schon gestehen, wo er sie hat. O, ich habe schon mancherlei herausgebracht."

„Ich zweifle keinen Augenblick daran. Aber es bietet sich ein einfacheres Mittel."

„Welches?"

„Ein in Bredow lebender polnischer Bursche, Namens Miesko, hat die Papiere gefunden."

„Der Miesko? Sieh, sieh, wer hätte das gedacht!“

„Sie kennen ihn?“

„Ich kenne alle Personen auf fünf Meilen im Umkreise,“ gab der Bürgermeister stolz zur Antwort. „Man ist nicht umsonst schon achtzehn Jahre Bürgermeister von Retschin.“

„Ich sehe, wie gut ich gethan habe, mich an Sie zu wenden. Dieser Miesko wird morgen früh hierher kommen, um die Papiere zurückzuholen.“

„Dann verhaftet man ihn, sobald er die Papiere hat.“

„Ganz recht. Aber mit welchem Recht?“

„O, darauf kommt es solchen Burschen gegenüber nicht an.“

„Ich möchte doch lieber die gesetzlichen Formen wahren. Das läßt sich auch ganz leicht thun. Der Bursche hat ohne Zweifel eine Fundunterschlagung begangen.“

„Ohne Zweifel. O, ich weiß das, ich bin ja auch Amtsanwalt.“

„Um so besser. Und die Verhaftung erscheint gerechtfertigt durch Fluchtverdacht.“

„Durch Fluchtverdacht, selbstverständlich bei einem solchen Landstreicher.“

„Ich darf also auf Ihren Beistand in dieser Sache zählen?“

„Unbedingt. Aber eine Bitte habe ich, Herr Kriminalkommissar.“

„Welche?“

„Vergessen Sie nicht, in Ihrem Bericht zu erwähnen, daß ich viel zur Entdeckung der Mörder beigetragen habe.“

„Es soll geschehen.“

„Und wenn Sie machen könnten, daß das auch in den Zeitungen käme ...“

„Wir wollen sehen, was sich thun läßt. Geben Sie nun einem Beamten Befehl, mich im Notfall zu unterstützen.“

„Ich werde selbst die Verhaftung leiten — in eigener Person. Sauermann soll mich begleiten."

„Um so besser. Allerdings muß ich Sie, Herr Bürgermeister, darauf aufmerksam machen, daß wir dann vor Tagesgrauen auf dem Posten sein müssen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß der Bursche sich schon sehr zeitig auf den Weg macht, um nicht gesehen zu werden."

„Gut, ich werde gar nicht schlafen. Das Wohl des Vaterlandes erfordert, daß dieser Mord gesühnt werde, und das Wohl des Vaterlandes geht mir über mein Bett."

„Bravo!" Kaspary hatte Mühe, seine Heiterkeit zu verbergen. „Wann darf ich Sie also abholen?"

„Wann Sie wollen. Sie gedenken erst ein wenig zu ruhen?"

„Das nicht, aber ich möchte mir die Mühle ansehen. Kann ich das vielleicht im Geleit eines Polizeibeamten thun?"

„Warum? Die Mühle ist ganz nahe, höchstens hundert Schritte von hier."

„Es ist nur, damit mich Herr Sauermann nicht etwa verhaftet."

„Richtig; der Esel wäre im stande dazu. So werde ich selbst Sie begleiten."

„Ich möchte Sie nicht mehr als unbedingt nötig bemühen, Herr Bürgermeister."

„Bitte sehr, es ist meine Pflicht, Sie zu unterstützen. Also gehen wir!"

„Sie sind zweifellos genau mit der Mühle und ihrer Umgebung bekannt, Herr Bürgermeister?"

„Ich kenne jeden Grashalm, der in den Straßen von Retschin wächst," versicherte der Angeredete mit Würde.

„Kann man von der Mühle aus leicht in andere Gebäude gelangen?"

„Man müßte erst durch den Bach.“

„Ist er tief?“

„Oberhalb der Mühle ist er zu einem kleinen Teich aufgestaut, der etwa hundert Schritte Durchmesser hat.“

„Und unterhalb?“

„Ist der Bach schmal und seicht. Sehen Sie, hier kommen wir schon an den Teich.“

Sie umgingen denselben und näherten sich der Mühle.

„Wenn der Müllerfranz nun aber nicht zu Hause ist?“ frug der Bürgermeister, plötzlich stehen bleibend. „Er vagabundiert im Sommer oft im Lande umher.“

„Er wird zu Hause sein, sein Freund Miesko hat ihm jedenfalls gesagt, daß die Papiere ihnen eine Belohnung eintragen werden.“

„Eine Belohnung?“

„Nun ja; eine solche pflegt in derartigen Fällen häufig ausgesetzt zu werden.“

„Ist es auch in diesem Falle geschehen?“

„Noch nicht; aber ich habe immerhin einen kleinen Fonds für solche Zwecke zur Verfügung.“

„Herr Kriminalkommissar!“

„Was wünschen Sie?“

„Ich möchte auch eine Belohnung haben.“

„Sie, Herr Bürgermeister?“

„Ja. Nicht in Geld, aber ...“

„Aha, ich verstehe — eine Anerkennung!“

„Liebster, bester Herr Kriminalkommissar, wenn Sie mir die verschaffen könnten!“

„Eine schriftliche Anerkennung vom Polizeipräsidium?“

„Ja.“

„Das wäre nicht unmöglich.“

„Zehn Jahre meines Lebens gäbe ich darum. Wie würde ich dastehen in den Augen von ganz Retschin und Umgebung!“

„Ich will die Sache befürworten.“

„O, ich wäre Ihnen sehr dankbar.“

„Aber jetzt lassen Sie uns mehr im Schatten bleiben, Herr Bürgermeister, es ist sicherer. Wo schläft der Bursche?“

„Eine Treppe hoch, dort, wo das Giebelfenster ist.“

„Das wissen Sie genau?“

„Ganz genau. Ich bin ja auch Feuerversicherungsagent und habe erst vor einem halben Jahr die Versicherung verlängert und dabei das ganze Haus inspiziert.“

„Sehr gut. Es führt nur eine Treppe nach oben?“

„Nur eine.“

„Sprechen Sie nicht so laut, man könnte uns hören.“

„Ich will ganz leise sprechen.“

„Thun Sie das. Es wäre vielleicht gut, jetzt den Sauermann zu holen.“

„Jetzt schon? Wozu?“

„Damit der Bursche nicht etwa entwischt.“

„Ja, ja; wir wollen ihn holen. Kommen Sie.“

„Gehen Sie allein, Herr Bürgermeister. Ich untersuche indessen noch ein wenig die Umgebung der Mühle.“

„Wie Sie wollen. In einer halben Stunde bin ich wieder hier.“

„Gut. Es hat keine Eile.“

Der Bürgermeister ging trotzdem eilig von dannen, und Kaspary schritt an dem Bach entlang, der einige hundert Schritte von der Mühle in ein sich ziemlich lang hinziehendes Gehölz mündete.

Als er allein war, überlegte er, wie er es vermeiden solle, daß Wera infolge der Verhaftung Mieskos Verdacht schöpfe. Sie erwartete denselben jedenfalls mit großer Ungeduld. Kam er nicht, so würde sie voraussichtlich Erkundigungen nach seinem Verbleib einziehen. Erfuhr sie dann seine Verhaftung, so war es nicht unmöglich, daß sie in der Erkenntnis, den Zweck ihres Aufenthalts in

Bredow unmöglich erreichen zu können, die Flucht ergriff. Dem mußte vorgebeugt werden.

Leicht war es jedenfalls nicht, Wera hinters Licht zu führen, darüber gab er sich keiner Täuschung hin. Er hätte ja einen Gewaltstreich ausüben, sie verhaften können. Aber noch immer erschien ihm das vorliegende Beweismaterial nicht genügend. Und das schlimmste war, daß er, um zu wissen, was in den Papieren stand, die er Miesko abzunehmen hoffte, sie nach Berlin senden oder selbst dorthin fahren mußte. In Retschin fand er schwerlich jemand, der Russisch verstand.

Die Papiere mit der Post zu schicken, schien ihm bedenklich; aber er würde sich doch wohl dazu entschließen müssen, wenn er nicht noch ein Mittel fand, Wera in Sicherheit zu wiegen. Hauptsächlich, um über ein solches ungestört nachdenken zu können, hatte er den Bürgermeister weggeschickt.

Ehe noch sein emsig arbeitender Geist zum Ziel gelangt war, erschien dieser wieder, von Sauermann begleitet.

Dreizehntes Kapitel.

Miesko hatte nicht lange auf seinem Lager auszuhalten vermocht. Furcht auf der einen, Hoffnung auf der anderen Seite bewegten ihn. Unruhig warf er sich hin und her; endlich sprang er auf und trat an das Fenster, in die dunkle, laue Sommernacht hinausblickend.

„Willst du schon gehen?“ frug seine Mutter, die gleichfalls nicht zu schlafen vermochte.

„Noch nicht — aber ich bin so unruhig; ich weiß nicht, was ich thun soll.“

„Das weißt du nicht? O, mein Sohn Miesko, ich hätte dich für klüger gehalten!“

„Du meinst, ich soll dem fremden Fräulein die Papiere geben?"

„Natürlich. Ich begreife nicht, wie du noch im Zweifel sein kannst. Von der einen Seite hundert Thaler, von der anderen fünfhundert — ein Kind würde da wissen, was es zu thun hat."

„Und von der einen Seite Gefängnis, von der anderen Prügel," erwiderte Miesko.

„Ach was! An einem bißchen Gefängnis stirbt man nicht. Wie oft hat der Müllerfranz schon gesessen!"

„Ja, der. Der ist es schon gewöhnt."

„Als er das erste Mal hineinkam, war er auch noch nicht daran gewöhnt. Und dann: Prügel thun auch nicht gut. Der Herr Leutnant hat eine kräftige Faust. Und das Fräulein sah auch nicht aus, als ob sie spaßen wollte."

Miesko rieb sich unwillkürlich den Rücken.

„Wirst ihn dir noch ganz anders reiben, wenn der Leutnant mit seinem Stock ihn gemessen hat," spottete die Alte.

„Ich will aber keine Prügel und auch kein Gefängnis haben," rief er fast weinerlich.

„Was meinst du wohl," frug die Alte wieder, „wer ein besseres Herz hat: das gnädige Fräulein Gertrud oder das fremde Fräulein?"

„Das gnädige Fräulein Gertrud sicherlich," antwortete er im Tone der Ueberzeugung.

„Nun also. Sie verzeiht dir schon eher; das fremde Fräulein aber — sieh ihr ins Auge, die hat kein Mitleid."

„Das gnädige Fräulein Gertrud kann aber auch recht böse werden."

„Sie ist aber immer bald wieder gut. Und dann brauchst du ja auch nicht zu sagen, daß du dem fremden Fräulein die Papiere gegeben hast."

„Was soll ich dann aber sagen?"

„Du sagst, fremde Leute hätten sie dir weggenommen."

„Das glaubt sie nicht."

„Sie wird dir schon glauben, wenn du es recht natürlich machst."

„Ich habe sie schon zu oft belogen."

„Oder du sagst dem fremden Fräulein so: Ich gebe Ihnen die Papiere nur, wenn Sie Fräulein Gertrud sagen, Sie hätten sie mir weggenommen."

„Das ginge schon eher. Ob sie es aber auch thut?"

„Sie wird schon, wenn du ihr die Papiere nicht anders giebst. Sie thut es, darauf kannst du dich verlassen."

„Ja, ja, das wird wohl das beste sein."

„Nun aber leg dich noch ein Weilchen hin, Miesko, mein Söhnchen. Ruhe dich noch aus, damit du nicht zu müde bist. Ich wecke dich, wenn es Zeit ist."

Bald verkündeten dem lauschenden Wesner Mieskos ruhigere Atemzüge, daß der Bursche in der That eingeschlummert war. Auch er hätte gern wenigstens eine Stunde Schlaf genossen, aber es durfte nicht sein; es konnte unter Umständen viel davon abhängen, daß Miesko ihm nicht entschlüpfte. Das einzige, was er sich gestattete, war, daß er von Zeit zu Zeit seine steif gewordenen Glieder ein wenig dehnte und reckte.

Zwei bis drei Stunden mochten so vergangen sein, da hörte er drinnen die Alte ihren Sohn zum Aufstehen ermuntern. Schlaftrunken rieb dieser sich die Augen, dann war er mit einem Satz auf den Beinen.

„Eil dich!" mahnte die Alte. „In ein paar Stunden wird es Tag, und es ist besser, du kommst nach Retschin, ohne daß du gesehen wirst."

„Ach, mich sieht so leicht keiner!" lachte er. „Jetzt, wo es dunkel ist, gehe ich auf der Chaussee und zurück durch den Wald."

„Thue das, und passe hübsch auf!"

Miesko machte sich auf den Weg, und Wesner folgte ihm in gemessener Entfernung nach, froh, daß es nicht durch den Wald ging, in dem er den gewandten Burschen schwerlich hätte im Auge behalten können.

Miesko hatte am letztvergangenen Abend mehr nachgedacht, als dies sonst in Monaten bei ihm der Fall zu sein pflegte. Gewöhnlich lebte er sorglos in den Tag hinein. Das bißchen Religion, das er in der Schule gelernt hatte, war für ihn eine rein äußerliche Sache geblieben, und wenn er einmal der lockenden Versuchung, etwas von seines Nächsten Eigentum sich anzueignen, Widerstand leistete, so geschah dies gewiß nicht, weil er sich nicht einer Uebertretung des siebenten Gebots schuldig machen wollte, auch nicht, weil er sittliche Bedenken hegte, sondern einzig die Furcht vor Entdeckung und der auf diese folgenden Strafe war es, die ihn zurückhielt. Er pflegte auch ganz naiv bisweilen nach einem vollbrachten Streich, der übrigens nie Gegenstände von höherem Wert betraf, zu Gott zu beten, daß dieser ihn vor Entdeckung schützen möge. Dagegen pflegte er ein einmal gegebenes Versprechen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu halten, und auch jetzt vermochte nur die Furcht vor Schlägen ihn dahin zu bringen, der Gertrud gegebenen Zusage untreu zu werden. Aber dieser Entschluß erregte, als er die Landstraße mit leisem, raschem Schritt entlang eilte, doch wieder Bedenken in ihm, und hätten nicht Furcht und Geldgier gleichzeitig auf ihn eingewirkt, so wäre er wohl wieder umgekehrt. So genügte der Kampf in seinem Innern aber immerhin, um ihn weniger auf seine Umgebung achten zu lassen, und Wesner gelang es daher leicht, ihm zu folgen, ohne von dem Burschen bemerkt zu werden.

Erst kurz vor Retschin bog Miesko von der Landstraße

ab in den Wald ein. Wäre der in diesem zurückzulegende Weg lang gewesen, so hätte Wesner ihm keinenfalls folgen können, denn mit der Geschmeidigkeit einer Katze wand Miesko sich durch das dichte Unterholz, dabei von Zeit zu Zeit stehen bleibend und um sich horchend, so daß der Polizeibeamte jetzt äußerste Vorsicht anwenden mußte, um nicht entdeckt zu werden.

Bald lichteten sich die Stämme wieder, und vor ihnen lag, von Aeckern und Wiesen umgeben, die Mühle. Am Rande des Gehölzes machte Miesko Halt, warf sich nieder und schien zu überlegen. Nach einer Weile erhob er sich wieder und ging vorsichtig am Graben entlang auf die Mühle zu.

Wesner durfte nicht wagen, ihm zu folgen. Da er als sicher voraussetzte, daß der Bursche seinen Rückweg, wenn Kaspary ihm einen solchen ließ, durch den Wald nehmen werde, postierte er sich am äußersten Zipfel desselben hinter einer dicken Buche und schaute aufmerksam zu, was Miesko beginnen werde.

Dieser schlich sich, immer am Graben und zuletzt an der Mauer des verschlossenen Gehöftes entlang gehend, in dem wiederholt ein Hund bellte, bis unter das Giebelfenster. Dann bückte er sich und warf einen kleinen Stein an dasselbe. Er mußte dieses Manöver einigemal wiederholen, dann öffnete sich das Fenster, und ein Kopf erschien in demselben.

„Franz!" flüsterte Miesko.

„Wer ist da?" frug eine Stimme ebenso leise zurück.

„Ich — Miesko."

„Was willst du?"

„Ich muß dich sprechen."

„Jetzt? Mitten in der Nacht?"

„Es wird ja schon ganz hell."

„Was willst du denn?"

„Es ist wegen der Papiere."

„Du willst sie wieder haben?"

„Ja."

„So komm und hole sie."

„Ich kann doch nicht hinein."

„Warte, bis aufgeschlossen wird; es kann nicht mehr lange dauern."

„Ich will nicht, daß deine Leute mich sehen."

„So klettere über die Mauer, dort am Birnbaum geht es ja ganz leicht."

„Halt erst den Hund fest."

„Hektor kennt dich ja, er thut dir nichts."

„Ich traue ihm nicht."

„Du hättest ein Hase werden sollen und kein Mensch."

„Er hat mich schon einmal beißen wollen — halte ihr fest! Er macht ja auch alle munter."

„Meinetwegen. Warte einen Augenblick."

Der Hund, der in der letzten Zeit fortwährend gebellt hatte, verstummte bald darauf, als Franz ihn an sich lockte.

Miesko wartete noch einige Minuten, dann schwang er sich auf die Mauer und verschwand bald jenseits derselben.

Wiederum einige Minuten später lösten sich von einer noch im Dunkeln liegenden Stallecke drei Gestalten ab und nahmen denselben Weg. In einer derselben erkannte Wesner zu seiner Freude Kaspary; die zweite trug die Uniform des städtischen Polizeidieners; die dritte war ihm fremd. Es war der Bürgermeister.

Kaspary kletterte zuerst über die Mauer, dann folgte, mit einigem Widerstreben, von dem Polizeidiener gehoben und geschoben, der Bürgermeister, endlich Sauermann.

Der Weisung des platzkundigen Bürgermeisters folgend, der sich vorsichtig immer dicht hinter Kaspary hielt, schlichen

sie leise über den Hof und dann ebenso leise die Treppe zu dem Zimmer des Müllerfranz hinauf.

Kaspary legte sein Auge an das Schlüsselloch. „Das Zimmer hat noch eine Thür," flüsterte er.

„Die geht auf den Kornspeicher," gab der Bürgermeister zurück.

„Ist der offen?"

„Ja."

„Dann muß auch diese Thür besetzt werden."

„Sauermann, gehen Sie hin!"

Der Polizist gehorchte.

Drinnen schien sich ein Streit zu erheben.

„Ich traue dir nicht, mein verehrter Miesko," hörte man den Müllerfranz sagen. „Wenn du das Geld hast, kann ich mir den Mund wischen."

„Ich schwöre dir..."

„Ach, rede kein Blech! Was ich auf dein Schwören gebe! Nachher betrügst du mich doch."

„Du willst mir die Papiere nicht geben?"

„Nein, ich will auch die Hälfte von der Belohnung haben."

Miesko knurrte giftig. „Wofür willst du die Hälfte?"

„Dafür, daß ich die Papiere aufbewahrt habe."

„Dafür die Hälfte?"

„Unter der thue ich es nicht."

„Zehn Thaler will ich dir geben, das ist wahrhaftig genug."

„Zehn Thaler! Ein Lumpengeld!"

Miesko dachte nach. „Wenn ich dir nun — zwanzig Thaler gebe?" sagte er zögernd.

„Und achtzig willst du für dich behalten? Nein, Freundchen." Miesko hatte offenbar nur von hundert Thalern gesprochen. „Wenn du mir nicht die Hälfte giebst, bekommt das Fräulein die Papiere nicht."

Miesko geriet in Hitze. „Du," rief er mit vor Wut halberstickter Stimme, „nimm dich in acht!"

„Vor dir?" Der Müllerfranz lachte höhnisch. „Willst du mir etwa zu Leibe? Da kommst du an den Unrechten. Und die Papiere kriegst du dein Lebtag nicht wieder zu sehen."

Miesko sah, daß er das Spiel verloren hatte. „So will ich dir denn meinetwegen die Hälfte geben," preßte er mühsam zwischen den Lippen hervor. „Also fünfzig Thaler."

„Gut. Damit ich aber sicher bin, daß du auch Wort hältst, werde ich mitkommen und die Papiere dem Fräulein selber geben."

Miesko schwieg, aber sein Blick weissagte nichts Gutes.

„Bist du damit einverstanden?" fuhr der Müllerfranz fort.

„Ja," stieß der Pole heraus.

Nachdem der Müllerfranz seine Bettstelle von der Wand gerückt hatte, hob er ein Stück Diele heraus und entnahm demselben ein Bündel Schriftstücke. Kaum erblickte Miesko es, so sprang er mit einem Satze über die Bettstelle hinweg und packte seinen Genossen an der Kehle.

In demselben Augenblicke stieß Kaspary die Thür auf und sprang zwischen die beiden, sie auseinander reißend.

Sie standen einen Augenblick wie versteinert bei der unerwarteten Erscheinung.

Diesen Moment benutzte der Bürgermeister, der, nach Sauermann rufend, dem Kriminalkommissar langsam und vorsichtig gefolgt war, und legte Miesko mit den Worten: „Im Namen des Königs; ich verhafte Sie!" die Hand auf die Schulter.

Im Nu aber schüttelte der Bursche seine Erstarrung ab. Dem Bürgermeister einen Stoß vor den Leib gebend, daß dieser gegen die Wand taumelte, riß er blitzschnell die

Papiere an sich, öffnete das Fenster und sprang auf den Acker hinab.

Kaspary folgte ihm auf dem Fuße. Aber so rasch er sich auch wieder aufraffte, er vermochte den schnellfüßigen Burschen nicht einzuholen, der in gewaltigen Sätzen über die Wiese dem Walde zueilte.

Kaum jedoch hatte er denselben erreicht, als Wesner hinter seiner Deckung hervorsprang, ihn ergriff und trotz verzweifelter Gegenwehr ihm mit einer von langer Uebung zeugenden Geschicklichkeit die Hände fesselte.

„Das haben Sie gut gemacht, Wesner," rief ihm der herankommende Kaspary zu, die während des kurzen Kampfes auf den Erdboden gefallenen Schriftstücke aufsammelnd. „Jetzt, glaube ich, sind wir bald am Ziele."

Er warf einen Blick auf die Papiere, nickte befriedigt, als er die russischen Schriftzüge erkannte, und wandte sich dann wieder der Mühle zu, in der bei dem Geräusch alles lebendig geworden war, und das Hofthor eben geöffnet wurde.

„Eurem Sohne gilt es nicht," hörte er herankommend den Bürgermeister dem besorgten Müller versichern. „Ich habe nur eben mit Gefahr meines Lebens einen äußerst gefährlichen Menschen verhaftet."

„Wo ist er denn?"

„Er — er ist wieder entflohen."

„Und er war hier in der Mühle?"

„Er war hier."

„Wie sind Sie denn aber hereingekommen, Herr Bürgermeister?"

„Ueber die Mauer," sagte jener stolz. „Auf demselben Wege, den der Verbrecher genommen hat. Die Sache steht mit dem Mord in der Eisenbahn in Verbindung. Ja, ja, ihr könnt ruhig schlafen, euer Bürgermeister wacht."

Kaspary machte dem Zwiegespräch ein Ende, indem er, Verschwiegenheit anempfehlend, obgleich er sah, daß dies wenig nützen werde, den Bürgermeister aufforderte, den Gefangenen in ein Zimmer zu bringen, wo er verhört werden könne.

„Man führe ihn in mein Amtszimmer!" bedeutete der Bürgermeister majestätisch Sauermann.

„Der Miesko?" rief der Müller verwundert. „So ein Halunke!"

Franz war ebenfalls die Treppe herabgekommen und sah halb scheu, halb neugierig zu, wie die Sache sich entwickeln werde.

Kaspary nahm ihn beiseite. „Höre, mein Bursche," sagte er in gemütlichem Ton zu ihm, „du bist um kein Haar besser als dein Genosse da. Aber du sollst mit einem blauen Auge davonkommen — unter einer Bedingung."

„Was soll ich denn thun?" frug Franz halb scheu, halb trotzig.

„Dich vorläufig ganz ruhig hier zu Hause halten und mit niemand, wer es auch sei, über diese Sache sprechen. Befolgst du das, so ist es gut; wenn nicht, kommst du sofort ins Loch, das garantiere ich, der Kriminalkommissar Kaspary."

Der Bursche zuckte zusammen, als er den Titel des vor ihm Stehenden hörte, und wurde bleich.

„Richte dich danach!" gab ihm dieser noch zur Mahnung und schloß sich dann dem Bürgermeister an, der vor Sauermann herschritt, nur bedauernd, daß es noch so früh am Tage, und die Straßen menschenleer waren, ein Umstand, über den Kaspary sehr erfreut war.

„Warte, Bursche, dir wird man es eintränken!" eröffnete der Bürgermeister das Verhör, einen Jupiterblick auf den Verbrecher werfend, der scheu, aber mit fest zusammengebissenen Lippen vor ihm stand. „Mich so zu

stoßen! Willst du gestehen, daß ... Ja, was soll er denn eigentlich gestehen?" wandte er sich an Kaspary.

„Ich möchte Sie bitten, Herr Bürgermeister," erwiderte dieser, „mich mit dem Gefangenen einen Augenblick allein zu lassen."

„Allein? Warum?"

„Er hat vor einer so hohen Amtsperson wie Sie zu viel Angst. Allein werde ich eher aus ihm herausbekommen, was ich wissen will."

„Gut, es sei!" entschied der Bürgermeister. „Soll aber nicht wenigstens Sauermann hier bleiben? Dieser Polack ist gefährlich, sehr gefährlich."

„Ich fürchte mich nicht," gab Kaspary lächelnd zur Antwort. „Auch ist ja noch Wesner da."

„Gut, wie Sie wollen."

„Noch eins, Herr Bürgermeister. Was geschehen, ist strengstes Amtsgeheimnis. Eine Anerkennung kann nur unter dieser Bedingung —"

„Strengstes Amtsgeheimnis — selbstverständlich," fiel ihm der Bürgermeister ins Wort und ging hinaus, von Sauermann gefolgt.

„Setze dich einmal dahin, mein Junge," sagte Kaspary zu Miesko, auf einen Stuhl deutend.

Maschinenmäßig gehorchte dieser.

„Du hast dich in eine schlimme Patsche gebracht," fuhr Kaspary gemütlich fort, „aber wenn du vernünftig bist, will ich dir heraushelfen."

Miesko hob den gesenkten Kopf, antwortete aber nicht.

„Willst du thun, was ich von dir verlange?"

Miesko schien zu überlegen.

„Wesner, seien Sie so gut, holen Sie mir einmal ein Glas Wein von dem Bürgermeister."

Es geschah. Kaspary trank und reichte das Glas dann Wesner, der ihm gern Bescheid that.

„So, trink auch einmal," sagte er dann, Miesko das Glas gebend. „Es wird dir gut thun auf den Schreck. Machen Sie ihm die Hände los, Wesner!"

Miesko trank, neue Hoffnung durchströmte ihn.

„Du hast da einen Mordversuch gemacht. Darauf steht Zuchthaus nicht unter ein paar Jahren."

Miesko wurde leichenblaß.

„Aber ich will über die Sache ein Auge zudrücken, wenn du jetzt dich vernünftig zeigst."

Ehe er es hindern konnte, stürzte Miesko zu seinen Füßen nieder und umschlang jammernd seine Kniee.

„Kannst du schreiben?" frug ihn Kaspary, als Miesko sich ein wenig beruhigt hatte.

„Ja."

„So nimm hier diesen Bleistift und dieses Papier und schreibe, was ich dir diktiere."

„Ja."

„Müllerfranz ist nicht hier," diktierte Kaspary. „Ich komme mit den Papieren, sobald er zurück ist. — Hast du das?"

„Ja."

„So, nun schreibe noch deinen Namen darunter."

Der Pole that es.

„Du mußt nun freilich auf ein paar Tage sitzen, und das schadet dir nichts. Aber dann kommst du frei."

„Ganz gewiß?"

„Ganz gewiß, ich verspreche es dir. — Bringen Sie ihn selbst hin, Wesner, und sorgen Sie dafür, daß er mit niemand spricht. Dann kommen Sie sogleich wieder."

„Zu Befehl!" —

Schon nach einigen Minuten war Wesner wieder zurück.

„Alles gut abgegangen?"

„Ja, Herr Kriminalkommissar. Er ist jetzt hinter Schloß und Riegel."

„Schön. Nun passen Sie auf! Sie müssen sich jetzt als Strolch verkleiden. — Können Sie das?"

„Gewiß, da ein Trödler hier wohnt."

„Dann gehen Sie mit diesem Zettel nach Schloß Bredow. Sie halten sich so lange verborgen, bis Sie Fräulein Lassowitsch sehen. Diese fragen Sie nach Fräulein Gertrud und bitten sie, letzterer diesen Zettel zu geben."

„Aha, ich verstehe! Fräulein Lassowitsch soll ihn lesen."

„Ganz recht, und sich nicht über das Ausbleiben Mieskos beunruhigen. Sollte letzteres doch geschehen, und Fräulein Lassowitsch Miene machen, zu entwischen, so verhaften Sie sie mit Hilfe des Gendarmen, aber nur im äußersten Notfall."

„Es soll geschehen."

„Im übrigen beobachten Sie scharf, was vorgeht, und melden es mir, wenn ich zurückkomme. Ich muß nach Berlin, um mir die Papiere übersetzen zu lassen. — Viel Glück, Wesner! Gehen Sie jetzt und schicken Sie mir noch den Bürgermeister."

Bald darauf trat der Gewünschte ein. „Ich habe niemand auch nur ein Sterbenswörtchen von dem gesagt, was geschehen ist," waren seine ersten Worte, und man sah ihm an, welche Anstrengung ihm diese Selbstüberwindung gekostet hatte.

„Das ist ja doch selbstverständlich," erwiderte Kaspary.

„Jawohl, selbstverständlich — ganz gewiß, es ist selbstverständlich," beeilte sich der Bürgermeister zu versichern. „Aber ich hoffe, daß man anerkennen wird, in welcher Weise hier die Diskretion gewahrt wird — in strengster, unverbrüchlicher Weise — stets."

Kaspary lächelte, indem er daran dachte, wie der Bürgermeister wenige Abende vorher im „Goldenen Adler" alles ausgeplaudert hatte, was bezüglich der Mordaffaire zu seiner Kenntnis gelangt war.

„Lassen wir das jetzt, mein lieber Herr Bürgermeister," sagte er. „Ich werde, wenn alles gut abläuft, wie ich es hoffe, nicht verfehlen, Ihres Eifers rühmend zu gedenken. Damit aber keine Störung eintrete, ist es nötig, daß Miesko mit niemand aus der Außenwelt verkehrt."

„O, daran ist nicht zu denken bei unseren vorzüglichen Gefängniseinrichtungen."

„Ich kenne dieselben nicht und kann mir auch leider nicht das Vergnügen machen, sie zu prüfen. Aber darauf muß ich Sie aufmerksam machen, daß es nicht unmöglich, ja, daß es sogar wahrscheinlich ist, man werde den Versuch machen, zu Miesko zu gelangen — dann wenigstens, wenn meine notgedrungene Abwesenheit sich länger hinausziehen sollte, als dies eigentlich in meiner Absicht liegt."

„Sie wollen fort?"

„Ich muß es, hoffentlich aber nur auf ganz kurze Zeit. Man wird vielleicht auch den Versuch machen, den Kerkermeister zu bestechen. Ist er sicher?"

„O ja. Und ich selbst werde ihn überwachen, ja, ich werde ihn überwachen. Für die Zeit, in welcher ich durch mein Amt zu sehr in Anspruch genommen bin, soll Sauermann dies thun. Sauermann ist ein sehr zuverlässiger Mensch."

„Ich muß mich nach dieser Richtung hin vollständig auf Sie verlassen, Herr Bürgermeister. Ich thue es ruhig; Sie wissen ja, daß eine Anerkennung Ihrer Verdienste nur dann stattfinden kann, wenn der Erfolg uns zur Seite steht, und der Erfolg ist zu einem nicht geringen Teile davon abhängig, daß niemand zu Miesko kommen kann, womöglich auch seine Verhaftung geheim bleibt."

„Was irgend geschehen kann, geschieht."

„Schön. Im übrigen ist es nötig, daß Miesko gut behandelt werde."

„Gut behandelt?"

„Ja.“

„Dieser Halunke? Dieser Mensch, der mir einen solchen Stoß vor den Leib gegeben hat, daß es mich jetzt noch schmerzt, wenn ich daran denke?“

„Das thut mir sehr leid, mein lieber Herr Bürgermeister, aber höhere Rücksichten erfordern es. Und ein Mann wie Sie, der bewiesen hat, daß ihm das Wohl des Vaterlandes über alles geht . . .“

„Gewiß — gewiß.“

„Der in jedem Augenblick bereit ist, selbst seine eigene Person zu opfern, wenn das Wohl von Netschin es verlangt —“

„Jawohl, selbst meine eigene Person.“

„Der muß auch berechtigte Gefühle der Empfindlichkeit zu unterdrücken wissen, wo es sich um höhere Zwecke handelt.“

„Ich werde sie unterdrücken, Herr Kriminalkommissar, Miesko soll gut behandelt werden. Aber dann, Herr Kriminalkommissar . . .“

„Was dann?“

„Sie verstehen mich.“

„Ah so, die Anerkennung! An der soll es nicht fehlen, wenn wir Erfolg haben. — Noch eins: wann geht der erste Zug nach Berlin?“

„Um halb acht Uhr.“

„Fatal! Ich hätte gern erst noch einmal auf der Post nach Briefen gefragt.“

„O, die könnte ich Ihnen verschaffen.“

„Wie das?“

„Der Postmeister ist ein guter Freund von mir. Wenn ich als Mensch und Bürgermeister ihn bitten lasse, nachzusehen, ob Briefe für Sie da sind, so thut er es gewiß sofort.“

„Das wäre mir in der That sehr angenehm.“

„Soll ich jetzt gleich zu ihm gehen?"

„Sie leisten mir damit in der That einen großen Dienst. Die Briefe kommen unter der Adresse Maler Wilhelm Schulze."

„Ich verstehe. Es soll niemand ahnen, wer Sie sind."

„Ganz recht. Nur Sie dürfen es wissen."

„Und der Postmeister, nicht wahr? Sonst steht er nicht auf."

„Ist er verschwiegen?"

„Fast so verschwiegen wie ich selbst."

„Sehr beruhigend," dachte Kaspary. Aber es lag ihm jetzt, wo Wera ihn erkannt hatte, wenig mehr an seinem Inkognito. „Schärfen Sie ihm nur auch Diskretion ein!" sagte er.

„Es soll geschehen. Adieu!"

Kaspary benutzte die Pause bis zur Rückkehr des Bürgermeisters, um noch einmal eingehend über den gegenwärtigen Stand der Dinge und die von ihm getroffenen und noch zu ergreifenden Maßregeln nachzudenken.

Die Papiere, welche er in seiner Brieftasche verwahrt hielt, bildeten jedenfalls den Schlüssel zu dem Rätsel, dessen Lösung er suchte. Aber dieses Schlüssels konnte er sich nicht bedienen, ehe nicht die Schriftstücke übersetzt waren. Ergaben sie das von ihm bisher vergeblich gesuchte Motiv für die Handlungsweise Weras, so erschien der Beweis vollständig erbracht. Um sich aber die Uebersetzung zu verschaffen, mußte er die Verdächtige mindestens einen Tag außer Augen lassen.

Er hätte auch Wesner mit den Papieren nach Berlin senden und persönlich Wera überwachen können. Aber von diesem Gedanken war er wieder abgekommen. Die Rolle, die er Wesner übertragen hatte, konnte er selbst nicht übernehmen, da Wera ihn unter jeder Verkleidung wiedererkannt haben würde, ebensowenig konnte er sie

einem dritten übertragen, da sie einen bedeutenden Aufwand von Geschicklichkeit und Geistesgegenwart erforderte. Wera aber in Sicherheit zu wiegen, schien ihm unerläßlich, da sie, sobald sie Verdacht schöpfte, jedenfalls Nachforschungen angestellt hätte und der Wahrheit auf die Spur gekommen wäre.

Es blieb nichts anderes übrig; er mußte selbst reisen.

In diesem Entschluß wurde er bestärkt durch den Brief vom Polizeipräsidium, welchen der Bürgermeister ihm überbrachte. Er enthielt außer einigen unwesentlichen Dingen zwei Nachrichten von Wichtigkeit: Boris Merischoff war von der russischen Botschaft als ein in guten Verhältnissen lebender Gutsbesitzer bezeichnet worden, der, von dem schrecklichen Ende seines Bruders benachrichtigt, von Ostende aus, wo er seit vierzehn Tagen eine Badekur gebrauchte, brieflich angekündigt hatte, daß er sofort nach Berlin kommen werde. Die zweite Nachricht war: Olga Tanoff, als Gesellschafterin des Fräulein Wera Lassowitsch polizeilich gemeldet, befindet sich in der Privatirrenanstalt des Doktors Delmann in Charlottenburg.

Die erstere Nachricht bewies mit ziemlicher Sicherheit, daß Wera ihm bezüglich ihres zukünftigen Schwagers die Unwahrheit gesagt hatte, und daß der Verdacht, den sie auf ihn zu lenken versucht hatte, unbegründet sei. Wenn er wirklich nach Berlin kommen wollte, so war es leicht, sich mit ihm in Verbindung zu setzen, und dann hoffte Kaspary von ihm die Wahrheit über Wera zu erfahren. War aber Boris noch nicht in der Residenz, kam er vielleicht gar nicht, obwohl er wußte, daß sein Ausbleiben ihn verdächtig machen mußte, so konnte vielleicht Olga Tanoff ihm wichtige Mitteilungen über Wera machen. Sie war in einer Privatirrenanstalt, schien also geisteskrank zu sein. Daß dies unbedingt der Fall sei, nahm Kaspary aber nicht an. Er hatte mit Privatirrenanstalten

schon Erfahrungen eigentümlicher Art gemacht; er wußte, wie leicht es ist, jemand, dessen man sich entledigen will, in einer solchen verschwinden zu lassen, falls Geld nicht gespart wird. Verdächtig war ihm, daß Wera dieser Gesellschafterin nie erwähnt hatte. Es ließ sich dies freilich auch damit erklären, daß die Gesellschafterin zu ihr vielleicht in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte, und es sie schmerzte, über die Unglückliche zu sprechen. Aber ein so stark ausgeprägtes Zartgefühl harmonierte nicht recht mit dem sonstigen Auftreten der jungen Dame; die Sache mußte jedenfalls näher untersucht werden.

Diese letzteren Reflexionen beschäftigten Kaspary, als er nach kurzem Abschiede von dem Bürgermeister in den Zug gestiegen war, der ihn nach Berlin führte. Eine noch kühnere Idee stieg unterwegs in ihm auf. Wenn er ihr die Papiere, nachdem von ihnen Abschrift genommen war, in die Hand spielte und beobachtete, welchen Gebrauch sie davon machte? Oder noch besser, wenn er sie vorher photographieren ließ? Vernichtete sie dann, wie er voraussetzte, die Schriftstücke oder auch nur einen Teil derselben, wie dies wahrscheinlich war, wenn seine Annahme zutraf, daß sie kompromittierende Nachrichten enthielten, suchte sie dann sich zu retten, so war jeder Zweifel über den Zweck ihrer Anwesenheit in Bredow ausgeschlossen.

Er nahm sich vor, diesen Gedanken weiter zu verfolgen, wenn die Voraussetzung, daß es sich in den Papieren um wichtige Entdeckungen handle, zutreffend sei.

Sein erster Gang nach seiner Ankunft in Berlin war nach dem Polizeipräsidium. Man empfing ihn dort mit Spannung. „Haben Sie etwas herausgebracht?" frug ihn der ihm vorgesetzte Kriminalinspektor.

„Ich glaube, in den nächsten Tagen die sämtlichen Fäden der Angelegenheit in der Hand zu haben und zur Verhaftung der Schuldigen schreiten zu können."

„Alle Wetter, das wäre viel! Sind Sie Ihrer Sache sicher?“

„Soweit man dies vor dem entscheidenden Moment sagen kann — ja.“

„Wenn Sie dies sagen, dessen Vorsicht bekannt ist, so zweifle ich nicht mehr an dem Erfolge. Es wird Ihnen angenehm sein, zu hören, daß der Präsident auf denselben besonderen Wert legt; wahrscheinlich auf Veranlassung der russischen Botschaft.“

„Mit dieser möchte ich mich wegen einiger notwendigen Informationen in Verbindung setzen.“

„Wenden Sie sich an den Legationssekretär v. Aksakoff; er war schon zweimal hier, um sich nach dem Fortgange der Sache zu erkundigen.“

„Sprach er sich über dieselbe aus?“

„Er sagte, daß jedenfalls ein Racheakt seitens der Nihilisten vorliege, da Merischoff in seinem letzten Schreiben einen ausführlichen Bericht über die Thätigkeit derselben in Aussicht gestellt habe.“

„Ich bin seiner Meinung — nur glaube ich, daß die Haupttriebfeder des Mordes in der Absicht zu suchen ist, sich dieses Berichtes zu bemächtigen.“

„Und dies scheint leider gelungen zu sein.“

„Ich glaube es nicht — ich glaube denselben zu haben.“

„Ah, das wäre außerordentlich! Wo ist er?“

„Hier.“ Kaspary zeigte die Schriftstücke.

„Sie sind in russischer Sprache abgefaßt — fahren Sie doch sogleich nach der russischen Botschaft und lassen Sie sich dort dieselben übersetzen.“

„Das war auch mein Gedanke — nur möchte ich vorher die Dokumente photographieren lassen.“

„Das ist eine gute Idee. Für unsere politische Abteilung?“

„Vielleicht auch für diese; vor allem aber, weil ich

die Papiere den Verdächtigen wieder zukommen lassen will."

„Zu welchem Zweck?"

„Ich vermute, daß der Gebrauch, den sie davon machen, einen neuen Schuldbeweis abgeben wird."

„Bravo! Bei solchen Sachen kann man nie genug Material sammeln, besonders dann, wenn keine Aussicht vorhanden ist, ein Geständnis zu erzielen."

„Das hält bei politischen Verbrechern stets schwer und in diesem Falle ganz besonders. Kann ich für heute den Agenten haben, Herr Kriminalinspektor, der hier die Ermittelungen in dieser Sache angestellt hat?"

„Gewiß." Der Inspektor klingelte, ein Schutzmann erschien. „Ist Herr Lehnert da?" frug der Inspektor.

„Zu Befehl!"

„Er soll sogleich hierher kommen!"

Wenige Minuten darauf trat ein etwa im Anfange der dreißiger Jahre stehender, ziemlich einfältig aussehender Mann in das Gemach.

„Lehnert, der Herr Kriminalkommissar Kaspary bedarf heute Ihrer. Sie sind von jedem anderen Dienst befreit. — Nun viel Glück, lieber Kaspary!" —

„Wir wollen zuerst nach der russischen Botschaft," sagte Kaspary zu dem Agenten, nachdem sie auf dem Alexanderplatz in eine Droschke gestiegen waren und dem Kutscher die Adresse der Botschaft gegeben hatten. „Sind Sie dort bekannt?"

„Ein wenig."

„Kennen Sie den Legationssekretär Aksakoff?"

„Von ihm habe ich die Informationen, welche Sie zuletzt erhielten."

„Was macht er für einen Eindruck?"

„Ein noch junger, sehr entgegenkommender Herr von weltmännischer Bildung, aber . . ."

„Nun?"

„Ein wenig zu mitteilsam."

„Da er wußte, daß Sie vom Präsidium kamen, so —"

„O, ich meine nicht das, aber er ist es auch, der Fräulein Lassowitsch mitgeteilt hat, daß Sie mit der Untersuchung des Falles beauftragt seien. Das gefiel mir nicht."

„Woher wissen Sie das?"

„Er hat es mir selbst gesagt."

„So? Direkt?"

„Nein, aber mit anderen Worten. Er empfahl mir, wenn Fräulein Lassowitsch, die Braut des Ermordeten, sich etwa an mich wende, ihr jeden möglichen Beistand zu leisten und Sie dazu zu veranlassen, es ebenfalls zu thun."

„Letzteres unterließen Sie?"

„Natürlich. Er sprach in sehr warmen Ausdrücken von Fräulein Lassowitsch."

„Haben Sie die Dame gesehen?"

„Nein, nur ihre Photographie."

„Wo ist dieselbe?"

„In ihrem Salon."

„Und wie gelangten Sie in diesen Salon?"

„Ich habe ein kleines Verhältnis mit dem Stubenmädchen angeknüpft, welches bei der Zimmervermieterin in Dienst steht."

„Ah, sehr gut. Wir kommen hierauf noch zurück. Der Wagen biegt schon in die Linden ein, wir werden die Botschaft gleich erreicht haben. Noch eins: ist die Anstalt des Herrn Doktor Delmann leicht zugänglich?"

„Sehr schwer."

„Ich dachte es mir."

Der Wagen hielt, die beiden Beamten stiegen aus und ließen sich bei dem Legationssekretär v. Akſakoff melden, der sie sogleich empfing.

„Sie kommen, um mir etwas Neues über den Fall Merischoff mitzuteilen?“ rief er ihnen entgegen.

„Allerdings. Ich glaube, daß ich bald im Besitz der Briefschaften sein werde, welche bei Verübung des Mordes gestohlen wurden. Einen Teil derselben habe ich bereits.“

„Ah, das ist interessant! Kann ich dieselben sehen?“

„Gewiß.“ Kaspary gab dem Legationssekretär die beiden ihm von Wera zurückgestellten Dokumente.

„Dies ist nur das Konzept eines Berichtes,“ sagte Aksakoff, das erste Schriftstück rasch überfliegend, „den wir schon vor einiger Zeit von Merischoff erhielten, und von keinem Wert. Und dieses zweite hier? Ein Brief von Boris Merischoff?“

„Ist es seine Handschrift?“ frug Kaspary.

„Allerdings, ganz unverkennbar. Aber der Inhalt frappiert mich. Er stimmt so gar nicht mit den Nachrichten überein, die wir über Boris Merischoff haben. Sonderbar!“

„Kann ich den Brief haben, in welchem er der Botschaft seine Abreise hierher ankündigte?“

„Gewiß. Einen Augenblick!“

Aksakoff zog eine Aktenmappe aus seinem Schreibtisch, der er den Brief entnahm. „Sehen Sie, die Handschrift ist unverkennbar dieselbe.“

„Es scheint so.“

„Sie ist es ganz zweifellos,“ erlaubte sich Lehnert zu bemerken, der sich bis dahin zurückgehalten hatte, und sah Kaspary bedeutsam an.

„Es wäre mir wichtig,“ meinte dieser, „über Boris Merischoff recht genaue Nachrichten zu erhalten.“

„Ich erwarte ihn im Laufe des Tages — wollen Sie ihn sprechen?“

„Das könnte von großer Wichtigkeit sein.“

„Können Sie heute nachmittag gegen fünf Uhr wieder hier sein?“

„Ich kann es noch nicht bestimmt sagen.“

„Sollte Boris Merischoff, gegen den einen Verdacht zu hegen ich übrigens fast für absurd halte, heute zu mir kommen, so werde ich ihn veranlassen, mir seine Adresse zurückzulassen und sich zu Hause zu halten.“

„Dafür würde ich Ihnen sehr dankbar sein, Herr Legationssekretär.“

„Es ist ja meine Pflicht, alles zu thun, was zur Aufklärung dieser Sache beitragen kann — und außerdem hat Fräulein Lassowitsch auch mein Versprechen, sie in ihrer dem gleichen Zweck gewidmeten Thätigkeit zu unterstützen. Besser aber kann ich das jedenfalls nicht thun, als indem ich meine schwachen Kräfte Ihnen, ihrem natürlichen Verbündeten, zur Verfügung stelle.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Legationssekretär. Darf ich den Brief des Herrn Boris Merischoff mit mir nehmen?“

„Aber gewiß. Für uns hat er gar keinen Wert. Sind Sie denn übrigens den Schuldigen auf der Spur?“

„Ich glaube, es zu sein, möchte aber mich hierüber nicht eher äußern, als bis ich meiner Sache gewiß bin.“

„Das kann ich Ihnen nicht verdenken. Die Adresse Merischoffs lasse ich Ihnen, falls ich fortgehen sollte, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben, bei dem Portier zurück.“

„Besten Dank im voraus.“

Sie verabschiedeten sich.

„Der Brief ist gefälscht,“ sagte Lehnert mit ruhiger Bestimmtheit, als sie wieder in der Droschke saßen, deren Kutscher Kaspary die Adresse eines ihm bekannten Photographen in der Markgrafenstraße angegeben hatte.

„Woraus schließen Sie das?“

„Die Handschrift ist gut nachgeahmt, aber einige Buchstaben tragen doch einen ganz anderen Charakter. Sie werden das am deutlichsten sehen, wenn der Photograph

die Schriftstücke vergrößert. Ich verstehe mich auf solche Sachen; ich habe bereits wiederholt darin gearbeitet."

„Sie sind Ihrer Sache sicher?"

„Ganz sicher."

„Was schließen Sie daraus?"

„Nichts, solange ich nicht über die ganze Angelegenheit besser unterrichtet bin, als es bis jetzt der Fall ist."

Kaspary zögerte nun nicht länger, Lehnert die nötigen Aufklärungen zu erteilen. Er gab in großen Zügen ein Bild des Geschehenen. Aber ehe er es noch vollendet hatte, hielt die Droschke bereits vor dem Hause des Photographen.

Auf ihren Wunsch, diesen selbst zu sprechen, wurden sie in ein besonderes Wartezimmer geführt, und er trat gleich darauf ein, Kaspary höflich begrüßend.

„Sind Sie im stande, lieber Herr Gräfe," frug dieser, „mir in recht kurzer Zeit Photographien dieser Schriftstücke herzustellen?"

„Gewiß, morgen können Sie dieselben haben."

„Nicht heute abend noch?"

„Im Notfall auch heute abend. Aber sie werden besser, wenn ich sie die Nacht über im Silberbade liegen lasse."

„Machen Sie mir, bitte, einige zu heute abend fertig, die anderen zu morgen. Wann kann ich die Originale zurückerhalten?"

„In zehn Minuten, wenn die ersten Aufnahmen gelingen."

„Wollen Sie mehrere anfertigen?"

„Das ist bei Schriftstücken, bei denen es manchmal auf einen Punkt, eine Linie ankommt, unbedingt nötig."

„Kann ich auch von diesen beiden Briefen Vergrößerungen haben?"

„Gewiß."

„Sie haben ja für das Präsidium schon so manches

Schriftstück photographiert und viele Erfahrungen in diesem Fach — meinen Sie, daß diese beiden Briefe von derselben Hand herrühren?"

Der Photograph nahm die beiden Briefe, hielt sie gegen das Licht und betrachtete sie wechselweise aufmerksam.

„Nein," erklärte er nach einer Pause. „Hier liegt eine Fälschung vor."

„Welcher Brief ist gefälscht?"

Er bezeichnete ohne Zaudern den, welchen Wera Kaspary übergeben hatte.

„Die Fälschung ist gut ausgeführt," erklärte er. „Aber sehen Sie hier bei dem großen Buchstaben des ersten Wortes im Briefe. Ich kann leider nicht Russisch; ich weiß nicht, was das Wort bedeutet. Der Haken rechts oben ist erst mit der Feder ganz fein vorgezogen und dann dick nachgeholt. Solche Stellen finden sich noch viele. Auf der Vergrößerung werden Sie dieselben deutlich erkennen. Daß dieser Brief gefälscht ist, daran ist gar kein Zweifel."

„Wollen Sie jetzt so freundlich sein, die Aufnahmen zu machen?" drängte Kaspary. „Ich muß baldmöglichst wieder fort."

Er ging, und Kaspary benutzte seine Abwesenheit, um den Lehnert erteilten Bericht zu vervollständigen. „Warum sagten Sie dem Legationssekretär gegenüber bezüglich des Briefes das Gegenteil Ihrer Ansicht?" frug er am Schluß seiner Mitteilungen.

„Weil ich eine Indiskretion von seiner Seite befürchte."

„Ich dachte es mir. Meinen Sie übrigens, daß er mit Fräulein Lassowitsch noch immer in Verbindung steht?"

„Es ist durchaus nicht unmöglich und würde dem Bilde, das Sie mir von der Dame entwarfen, nur entsprechen, wenn sie den Versuch gemacht hätte, auf diese

Weise fortlaufende Nachrichten über Ihre Thätigkeit zu empfangen."

„Deswegen zeigte ich auch dem Legationssekretär die zuletzt empfangenen Schriftstücke nicht, so sehr es mich verlangt, den Inhalt derselben kennen zu lernen."

„Das ist leicht zu machen."

„Auf welche Weise?"

„In demselben Hause mit mir wohnt ein armer russischer Student, der sich gern ein Honorar für die Uebersetzung verdienen wird."

„Ein russischer Student? Das ist mir doch bedenklich. Er könnte uns verraten."

„Das ließe sich verhindern."

„Auf welche Weise?"

„Indem er die Uebersetzungen unter meiner Aufsicht anfertigte."

„Und dann?"

„Müßte er verhaftet werden."

„Ohne Grund?"

„Mit seinem Einverständnis."

„Das wird schwer zu erzielen sein."

„Für zehn Thaler läßt er sich gern drei Tage einsperren."

„Er soll dreißig haben."

„O, dann machen Sie ihn glücklich."

„Und der Vorwand zur Verhaftung?"

„Das nehme ich auf mich."

Der Wiedereintritt des Photographen unterbrach das Gespräch. „Ich habe von jedem Schriftstück zwei gutgelungene Aufnahmen gemacht," sagte er. „Hier haben Sie die Originale zurück."

Kaspary steckte dieselben in seine Brieftasche. „Die Sache muß streng diskret behandelt werden," sagte er. „Sie geben die Photographien niemand anderem als mir selbst oder diesem Herrn hier."

„Gut. Meine Zuverlässigkeit kennen Sie ja."

„Allerdings. Besten Dank. Auf Wiedersehen!"

„Nun nach Ihrer Wohnung!" wandte sich Kaspary an Lehnert."

„Mulackstraße 8," rief dieser dem Kutscher zu.

„Werden wir Ihren Studenten aber auch zu Hause treffen?" frug Kaspary.

„Jetzt um die Mittagszeit jedenfalls. Er ist Vegetarianer, wohl weniger aus Ueberzeugung als aus Sparsamkeit."

„Sie haften mir natürlich für die Schriftstücke."

„Mit meinem Kopf."

„Hier sind sie."

Lehnert zählte sie sorgsam durch und verbarg sie dann in seiner Brusttasche.

„Am besten wäre es vielleicht, wenn Sie auch zugegen blieben, Herr Kriminalkommissar," meinte er dann. „Aber es geht wohl nicht."

„Warum nicht?"

„Wenn Sie nachmittags wieder nach der russischen Botschaft wollen ..."

„Vorher gedenke ich Herrn Doktor Delmann einen Besuch abzustatten."

„Um Fräulein Tanoff zu sprechen?"

„Ja."

„Sie werden auf große Schwierigkeiten stoßen."

„Ich hoffe, sie zu überwinden. Meinen Sie, daß Fräulein Tanoff wirklich krank ist?"

„Ich glaube, daß sie so gesund ist wie wir beide und man sich ihrer nur entledigen wollte, um eine Mitwisserin weniger zu haben."

„Das ist auch meine Ansicht."

„Aber sie herauszubekommen wird ein schweres Stück Arbeit sein."

„Wenn sie gesund ist, bekomme ich sie auch heraus; verlassen Sie sich darauf."

„Ich will es Ihnen wünschen."

Der Wagen hielt. Sie begaben sich sofort in die Wohnung des Studenten, eine Dachkammer, die auf den ersten Blick die Armut ihres Bewohners verriet. Er war gerade damit beschäftigt, sein Mittagsmahl, aus zwei trockenen Brötchen und einigen Aepfeln bestehend, zu verzehren. Wider Kasparys Erwarten zeigte er sich sofort dazu bereit, sich der von ihm erwarteten Arbeit unter den geforderten Bedingungen zu unterziehen. Nur die eine Gegenbedingung stellte er, daß seine Verhaftung geheim bleiben müsse und dadurch kein Flecken auf seinen Ruf kommen dürfe.

„Es genügt, wenn Sie hier in Ihrem Zimmer unter Obhut des Herrn Lehnert bleiben," erklärte Kaspary, als er sah, welchen Wert der junge Mann auf diesen Punkt legte, und zahlte ihm die Hälfte des versprochenen Honorars im voraus.

Dann stieg er wieder in die Droschke und gab dem Kutscher den Auftrag, nach Charlottenburg zur Irrenanstalt des Doktors Delmann zu fahren.

Vierzehntes Kapitel.

Es gelang Wesner, bei dem Trödler, dessen Wohnung er sich gemerkt hatte, einen Anzug zu bekommen, der seinen Absichten vollständig entsprach. Er zerfaserte die Beinkleider an ihrem unteren Rande noch ein wenig, nachdem er dem Wirt im „Goldenen Adler" seine Tasche zum Aufbewahren gegeben, aus welcher er nur das Nötigste entnommen hatte, benutzte eine ihm geeignet erscheinende Stelle im Walde, an welcher er vorher Miesko abgelauert hatte, um sich umzukleiden, schmierte auf Rock und Bein-

kleider noch etwas Lehm, so daß es aussah, als habe er die Nacht im Freien zugebracht, und ging dann an die Umwandlung seines Gesichtes. Den kurzen Vollbart schnitt er an den Seiten so unregelmäßig ab, daß er recht verwildert aussah, und am Kinn, wo er ihn stehen ließ, zerzauste und verwirrte er ihn nach Möglichkeit. Auch das Haar machte er sich so struppig, als habe es seit acht Tagen weder Bürste noch Kamm gesehen, und als er nun noch die schwarze, fettig glänzende Ballonmütze keck auf das linke Ohr gedrückt und einen alten, schmierigen roten Schlips um den Hemdkragen gebunden hatte, glich das Bild, das ihm aus dem kleinen Taschenspiegel entgegenstrahlte, so sehr dem eines richtigen Vagabunden, daß er befriedigt vor sich hin brummte: „Na, ich glaube, so würde mich selbst Kaspary kaum wieder erkennen."

Er nahm seinen Knotenstock und wanderte wieder nach Bredow zurück, nachdem er, da es nicht gut gewesen wäre, wenn er allzu zeitig dort gesehen wurde, im Walde einige Stunden Rast gehalten hatte. Da er sich von dem Gärtner oder von den Bedienten im Schlosse und den Knechten im Gutshofe in seinem Vagabundenkostüm nicht sehen lassen durfte, kletterte er über den Zaun, welcher den Park umgab, und pirschte sich durch das Dickicht nach dem Schloß zu, wo er Wera zu finden erwarten durfte. Unter Beobachtung jeglicher Vorsicht das Schloß umschleichend, sah er endlich die Gesuchte auf der Terrasse, aber leider war sie nicht allein, sondern der Leutnant stand an der Seite der bequem in einen Gartenstuhl Hingestreckten.

Er hörte, daß sie miteinander sprachen, konnte aber nicht verstehen, was es war. Zum Glück kehrte ihm der Leutnant den Rücken zu. Er wagte es daher, den rechten Arm über den ihn verborgen haltenden Busch hinwegzustrecken und den mit der rechten Hand gehaltenen Zettel hin und her zu schwenken. Obwohl Weras schöne

Augen durch den Park hin und her irrten, dauerte es doch einige Zeit, bis sie sein Manöver bemerkte und zu dem Schluß kam, daß es ihr gelte.

Es handelte sich nun für sie darum, Fritz zu entfernen. Den Vorwand dazu fand sie sehr rasch. Sie beauftragte ihn, sich nach Miesko umzusehen. Dann, nachdem er gegangen, stand sie langsam auf und näherte sich, hin und her gehend, dem Boskett, in dem Wesner sich verborgen hatte.

„Ich habe einen Zettel für Sie, Fräulein Gertrud," rief dieser, als sie in seine Nähe kam.

„So werfen Sie ihn mir herüber."

„Nein, ich muß auch noch mit Ihnen sprechen."

„So sagen Sie, was Sie wollen."

„Nicht hier; es ist nicht sicher genug."

„Wo dann?"

„Nachher, wenn es dunkel wird, an der hinteren Parkpforte."

„Von wem haben Sie mir denn etwas zu bestellen?"

„Von Miesko."

„Von dem? Warum kommt er denn nicht selbst?"

„Es geht nicht. Ich werde Ihnen alles erzählen."

„Gut — ich werde kommen."

Sie ging in der Richtung nach dem Schloß zurück, etwas beunruhigt durch das, was sie gehört. Miesko konnte nicht selbst kommen? Was mochte ihn wohl hindern? Stand diese Verhinderung etwa mit dem Briefe Kasparys im Zusammenhang, den sie am Morgen erhalten hatte? Hatte er vielleicht auf dem Wege nach Retschin Miesko getroffen, ihn befragt und durch Einschüchterung ein Geständnis seines Vorhabens von ihm erlangt? So weit wäre ja die Sache noch nicht schlimm gewesen, denn sie konnte sich immer noch damit ausreden, daß es ihr darum zu thun gewesen sei, ihm zu zeigen, was sie allein zu stande zu bringen vermöge.

Aber wenn Kaspary nun vielleicht durch List oder Gewalt Miesko dahin gebracht hatte, ihm die Schriftstücke auszuliefern? Dann war für sie alles verloren, dann lag das einzige Heil in schleuniger Flucht.

Gleich darauf schalt sie sich ob ihres Kleinmuts. War Kaspary im Besitz der Schriftstücke, so würde Miesko, jede Hoffnung auf eine Belohnung von ihrer Seite verloren sehend, keinenfalls ihr eine Botschaft gesandt haben. So rücksichtsvoll war der Bursche sicherlich nicht, sie auf alle Fälle zu benachrichtigen, auch dann, wenn es ihm nichts einbrachte, ihn im Gegenteil sogar noch einer Gefahr aussetzte.

Wäre nur der Abend erst dagewesen, der ihren Zweifeln ein Ende machen mußte! So sehnsuchtsvoll hatte sie noch nie dem Untergange der Sonne entgegengeblickt als an diesem Tage. Dabei mußte sie noch immer die Galanterien des Leutnants erdulden, den sie nicht schroff behandeln durfte, da sie nicht wußte, wie er ihr noch von Nutzen sein konnte. Uebrigens wurden diese allmählich so auffällig, daß der Major bei der Abendtafel einigemal erstaunt aufblickte und sich vornahm, mit Fritz ein ernstes Wort zu reden, damit dieser die Trauer des Gastes besser ehre, als es bisher geschehen.

Nach dem Abendbrot fand sich dazu keine Gelegenheit mehr; dann, wie dies schon allmählich Sitte in Schloß Bredow geworden war, bot Fritz der Russin nach Aufhebung der Tafel seinen Arm, um sie noch auf ihrem Spaziergang durch den Park zu begleiten, während Gertrud, die durchaus keine Lust verspürte, dem Paar eine unwillkommene Begleiterin zu sein, bei dem Onkel zurückblieb, der seine Zeitungen las.

„Findest du nicht auch, daß Fritz dem Fräulein ein bißchen stark die Cour schneidet?“ fing der Major plötzlich an, seine Zeitung beiseite legend.

„Ich habe darauf nicht viel acht gegeben,“ antwortete sie ausweichend.

„Wenn es sogar mir auffällt, der ich doch andere Sachen im Kopf habe als Tändeleien zwischen jungen Leuten,“ fuhr er fort, „so muß es doch schon ziemlich arg sein.“

Sie schwieg. Die Sache war ihr um so peinlicher, als ihr Herz schon lange mit Schmerz erkannt hatte, wie diese Russin Fritz gänzlich in ihre Netze zog.

„Ich kann mir gar nicht denken, daß es dir nicht auch aufgefallen wäre,“ suchte der Major mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit sie weiter auszuforschen.

„Mir? Was geht es mich an?“

„Na, erlaube 'mal!“ rief er nun seinerseits etwas verdutzt. „Ich habe doch immer gedacht, du und Fritz, ihr würdet ein Paar werden, und ich noch einmal die Freude erleben —“ er brach kurz ab und räusperte sich verlegen. „Wenn er dir nun plötzlich untreu wird —“

„Untreu?“

„Na, ich meine das nicht gleich im tragischen Sinne; ich weiß wohl, daß es sich bei ihm bloß um eine vorübergehende Laune handelt, aber —“

„Wenn er mir untreu werden sollte, müßte er mir doch erst Treue schuldig sein. Das ist aber nicht der Fall — ganz und gar nicht,“ sagte sie bestimmt.

Dem Major fiel vor Schreck fast die Pfeife aus dem Munde. „Du weißt doch, wie gern Fritz dich hat,“ meinte er nach einer Pause. „Warum sollte denn mein Lieblingswunsch, euch vereint zu sehen, nicht in Erfüllung gehen?“

„Meinst du nicht, lieber Onkel, daß doch auch in Betracht gezogen werden müßte, ob ich meinerseits Fritz liebe?“

„Ja, warum denn aber nicht?“

„Warum nicht? Die Liebe fragt nicht nach dem Warum, lieber Onkel.“

Er sprang auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, wie er stets zu thun pflegte, wenn er in Erregung war. „Du bist jetzt böse auf ihn wegen seines dummen Courschneidens," sagte er, plötzlich vor ihr stehen bleibend. „Aber ihm soll ein Donnerwetter auf den Kopf fahren!"

„Meinetwegen braucht er sich in keiner Weise zu genieren," antwortete sie fest.

„So magst du ihn wirklich nicht?"

„Wenn er jetzt um meine Hand anhielte, würde ich ihn entschieden zurückweisen."

„So hole der Teufel diese Russin, die seine Huldigungen in ihrem Falle, nach solchen Ereignissen, noch viel entschiedener zurückweisen sollte! Morgen gebe ich ihr das Geld für die Jagdpacht wieder."

„Wenn ich dich bitten darf, thue das nicht, lieber Onkel."

„Warum nicht?"

„Erstens mag ich nicht die Ursache sein, daß dieses nach allen Seiten so befriedigende Uebereinkommen wieder zu nichte wird, und zweitens wäre das auch eine Beleidigung deines Gastes."

„Du magst recht haben. Aber mit dem Fritz ein ernstes Wort zu reden, kann mir niemand verwehren."

„Ich möchte dich bitten, lieber Onkel, auch das zu unterlassen. Es würde aussehen, als hätte ich dich aufgehetzt."

„Hm — ja. Aber nein — es geht nicht anders. Ich muß dem Jungen den Kopf zurechtsetzen."

„Willst du mir die Bitte erfüllen, wenigstens noch einige Tage damit zu warten, lieber Onkel?"

„Ich sehe keinen Grund dafür."

„Ich glaube, daß in einigen Tagen Ereignisse eintreten werden, die jede Dazwischenkunft deinerseits überflüssig machen."

„So? Warum glaubst du das?“

„Erlaß mir die Antwort auf diese Frage. Ist es denn so schlimm, einige Tage zu warten, wenn ich dich recht herzlich darum bitte?“

„Ihr Frauenzimmer treibt gar zu gern Geheimniskrämerei. Nun, meinetwegen — ein paar Tage will ich mir die Sache noch mitansehen. Aber dann fahre ich dazwischen.“

„Du bist mein liebster, bester, alter Onkel!“ rief sie, ihn umarmend und einen herzlichen Kuß auf seine von rauhem Schnurrbart fast verdeckten Lippen drückend. Aber dann brach sie plötzlich in Thränen aus und verließ eilig das Zimmer.

Nachdenklich schaute der Major ihr nach. „Sie hat ihn doch lieb,“ brummte er endlich.

— — — — — — — — — — — —

Unmittelbar, nachdem sich Fritz v. Bredow entfernt hatte, trat Wesner hinter seinem Baum hervor.

„Hier ist die Botschaft von Miesko,“ sagte er, Wera den Zettel reichend.

Sie las ihn rasch durch und steckte ihn dann in die Tasche.

„Was soll ich ihm für eine Antwort bringen?“ frug er.

„Sagen Sie ihm, es sei gut,“ versetzte sie, sich nicht die Mühe gebend, ihren Widerwillen vor dem schmierigen Vagabunden zu verbergen.

„Das Fräulein ekelt sich vor mir,“ sagte Wesner grinsend, „und doch könnte ich Ihnen von großem Nutzen sein.“

„Inwiefern?“

„Miesko hat die Papiere nicht bekommen können, weil der Müllerfranz nicht zu Hause war. Er ist dageblieben und wartet auf ihn. Ich aber, ich bin ein Freund vom Müllerfranz, und ich weiß, wo er die Papiere versteckt hat. Miesko weiß es nicht.“

„Wie kommt es, daß Sie es wissen?“

„Als Miesko sie dem Müllerfranz gebracht hat, war ich gerade da. Sie schickten mich hinaus, weil der Miesko nicht wollte, daß ich alles höre. Ich bin aber nicht weit gegangen, nur so weit, daß sie mich nicht mehr sehen konnten. Dann bin ich umgekehrt und habe gehorcht und durch das Schlüsselloch geguckt, als der Miesko weg war.“

„Und was haben Sie gesehen?“

„Wo der Müllerfranz die Papiere hingelegt hat.“

„Wohin denn?“

„Oho, Fräulein Gertrud, das sage ich nicht so,“ lachte er in unverschämtem Tone. „Erst muß ich wissen, was dabei herausschaut. Ohne Geld giebt's nichts.“

„Ah, Sie wollen sich Ihr Geheimnis abkaufen lassen?“

„Stimmt.“

„Und Sie meinen, ich würde Ihnen eine große Summe Geldes dafür geben?“

„Stimmt auch.“

„Das fällt mir aber gar nicht ein.“

„Na, dann nich. Es ist Ihr Pech, nicht meins.“ Er wandte sich zum Gehen. „Das andere Fräulein, die Russin, die zum Besuch hier ist, die soll spendabler sein, sagt Miesko.“

(Fortsetzung folgt.)





Das Maorimädchen.

Erzählung aus Neuseeland. Von **Emil Koch.**

Mit Illustrationen von Alb. Richter.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1892 befanden wir uns auf der Suche nach Land in Neuseeland. Unter „wir" muß sich der Leser ein Vierteldutzend junger deutscher Einwanderer vorstellen, die voll von Thatendrang und frischen Mutes gekommen waren, um sich in jener aufstrebenden Kolonie ein Heim zu gründen. Wir hatten uns mit ausdauernden Pferden versehen, Tieren, welche darauf eingerichtet waren, alle Hindernisse dieser so außerordentlich durcheinander gerüttelten und geschüttelten Bodenformation mit verhältnismäßiger Leichtigkeit zu nehmen; unsere Vorräte, ein großes Zelt und einige Küchengeräte waren einem tüchtigen Packpferde aufgebürdet worden, und so trabten wir denn fröhlich und wohlgemut in die Welt hinein.

Von Auckland, der reizenden Stadt am Waitematahafen, waren wir gegen Norden aufgebrochen. Wir wußten zwar, daß dort der Boden weit weniger fruchtbar ist als im Süden, allein des herrlichen Klimas wegen wollten wir uns im Norden niederlassen. Auch war es uns aus verläßlichster Quelle bekannt, daß man da nach langen

Strecken fast sterilen Bodens oft reizende Oasen des fruchtbarsten Ackerlandes trifft. Eine solche Oase wollten wir auffinden und erwerben.

So rückten wir allmählich immer mehr gegen Norden vor, und je weiter wir kamen, desto deutlicher konnten wir sehen, daß unsere Annahme vollkommen richtig war. Die Nordspitze Neuseelands war vor grauen Jahren bedeckt mit unermeßlichen Wäldern der Kaurifichte, deren Ueberreste noch heute in dem großen Puhipuhi- und Mangamukabusche vorhanden sind. Niemand weiß, welche gewaltige Katastrophen die Bäume hier ausgerottet haben, Thatsache ist aber, daß weite öde Strecken keine Spur mehr vom Kauriholze aufweisen. Aber das Harz, welches diese Bäume zwischen den Wurzeln ausschwitzten, ist noch immer da. Es liegt im versteinerten Zustande im Boden und wird von einer eigenen Gesellschaftsklasse, den Gumdiggern oder Harzgräbern, in bedeutenden Mengen ausgegraben.

In der Umgebung von Whangarei, einer gewerbsfleißigen Hafenstadt, die lieblich zwischen Orangenhainen und Obstgärten liegt, hatten wir verschiedene Privat- und Kronländereien besichtigt, aber nicht gefunden, wonach wir suchten. Wir wollten eine zum Weinbau günstige Lage, die gegen die rauhen Südwinde geschützt war, bei unserer Erwerbung zur ersten Bedingung machen. Wir erfuhren jedoch, daß einige dreißig Meilen weiter ein Deutscher ansässig sei, der einen Weingarten besaß. Derselbe werde uns sicherlich die beste Auskunft geben können, hieß es, da er schon mehrere Jahre dort wohne und die ganze Gegend gründlich kenne.

Wir entschlossen uns daher natürlich sofort, unseren Landsmann aufzusuchen. Durch Kamo und Hikurangi — zwei hübsche Flecken — führte unser Weg und über lang hingestreckte, öde Flächen. Gegen Abend kamen wir in

ein Seitenthal, das ein klarer Bach durchströmte. Nach einer weiteren halben Stunde gewahrten wir in der That die Heimstätte des Deutschen, mit dem grün angestrichenen Staketenzaun ringsherum und dem Weingarten an der



Berglehne dahinter, so wie sie uns beschrieben worden war.

„Hallo, da drinnen! Kui!"

Den landesüblichen Buschruf hatten wir in letzterer Zeit sehr oft Gelegenheit gehabt zu üben.

Heraus kam zuerst eine bildhübsche junge Maorifrau, die uns ein lächelndes „Tanákoe" zurief, und hinter ihr

ein stämmiger Mann mit vor Gesundheit strotzendem Gesichte, wohlbehäbig und von ruhig-freundlichem Gehaben, dem der Deutsche auf tausend Schritte anzusehen war.

„Ist dies Herrn Knabes Ansiedelung?“ fragte ich.

„Jawohl. Nur herein, wenn's gefällig ist.“

Ueberall durch das ganze Land dieselbe herzliche ungekünstelte Gastfreundschaft. „Nur herein, wenn's gefällig ist,“ das heißt du bist willkommen, brauchst dir aber keinen Zwang auferlegen.

Wir hatten bald unsere Tiere versorgt und uns als Landsleute vorgestellt. In kürzester Zeit war von der sympathischen Hausfrau der Tisch mit appetitlichen Dingen beladen worden, und wir saßen um denselben gemütlich plaudernd, fröhlich und guter Dinge.

Im Zimmer und im ganzen kleinen Hause sah es reinlich und behaglich aus, so daß man sich sofort wohlig zu Mute fühlte. Die einfachen, aber bequemen Möbel waren mit Geschmack geordnet, alles war blitzblank, und über dem Ganzen schwebte jener Hauch einer glücklichen Häuslichkeit, wie er nur dort zu treffen ist, wo die Insassen in vollkommener Harmonie und bestem Einvernehmen miteinander leben.

Hier gab es allerdings dem Anscheine nach nur zwei Hausgenossen, unseren Landsmann, Herrn Knabe, und seine Frau, das schmucke junge Maoriweib. Daß sich die beiden jungen Leutchen aufs innigste liebten, konnte man sofort sehen. Ein stillbehagliches Lächeln und eine zeitweilige harmlose Neckerei seinerseits, sowie ein häufiges freudiges Aufblitzen der feurigen Augen ihrerseits verrieten die ganze Geschichte. Sie sprachen maorisch miteinander, und wir erfuhren, daß die Frau dem Ngamatihistamme angehöre, der um die Rotoruaseen herum im Wunderlande Neuseelands angesiedelt ist. Sie verstand zwar Englisch, bediente sich jedoch wie alle Eingeborenen mit Vorliebe

ihrer Muttersprache, die in ihrem Munde sehr melodisch klang.

Ria — das war ihr Name — hatte eine festgefügte, tadellose Gestalt, die etwas über die Mittelgröße hinausragte. Ihre Hautfarbe war ein lichtes Braun, das an den Wangen in den Schimmer eines dunkelroten Rosenblattes überging. Sie bewegte sich graziös und ungezwungen, und ein schelmisches Lächeln spielte stets um den etwas vollen, aber reizend geschnittenen Mund, aus dem zuweilen prachtvolle Exemplare der berühmten Maorizähne in zwei perlglänzenden Reihen hervorguckten. In ihrem ganzen Gebaren drückte sich unbewußt ein hohes Glücksgefühl und eine vollkommene Zufriedenheit mit dem eigenen Lebenslose aus, und so war es denn kein Wunder, daß die Herzen der drei Landsucher ihr sofort entgegenflogen.

Ein sonderbarer Umstand fiel uns jedoch sofort auf. Ihre ganze Erscheinung im schmucken einfachen Hauskleide hatte etwas unwiderstehlich Fesselndes — bis der Blick auf ihre Hände fiel. Furchtbare Schrammen und Narben durchzogen diese, und weiße Flecken und Striche, die alle so aussahen, als hätte sich die Frau einmal irgendwo arg verbrannt. Alle diese Wunden waren zwar jetzt vollkommen geheilt, und die Haut lag fest darüber, aber die Hände waren dadurch seltsam verunstaltet. Während sie den Tisch deckte und geschäftig um uns herum hantierte, suchte sie nach Kräften ihre Hände zu verbergen, konnte jedoch nicht verhindern, daß wir zuweilen verwunderte Blicke auf die armen mißhandelten Glieder warfen.

Unser Hauswirt bemerkte dies und lächelte. Er ergriff die besonders arg vernarbte Rechte seiner Frau und drückte einen leisen Kuß darauf.

„An diese Hände knüpft sich eine seltsame Geschichte," bemerkte er, „und wenn es Sie interessiert, so will ich

Ihnen dieselbe nach dem Abendbrote gerne zum besten geben. Aber jetzt greifen Sie tüchtig zu, Sie müssen nach Ihrem langen Ritte hübsch hungrig sein."

Nach dem Essen setzten wir uns um den offenen Kamin herum. Die Abende und Nächte sind in Neuseeland auch im Sommer häufig recht frisch, um nicht zu sagen kühl, und die wärmespendende Flamme ist dann hochwillkommen und erhöht die Behaglichkeit ungemein.

Die unvermeidlichen Pfeifen wurden gestopft, die Gläser mit dem selbstgebauten, sehr guten Weine unseres Landsmannes gefüllt, und auf unsere Bitten begann derselbe ohne weitere Einleitung seine Erzählung.

„Ich bin seit nun fast acht Jahren in diesem Lande, und je länger ich hier lebe, desto besser gefällt es mir. Dies ist ein Land, das bei näherer Bekanntschaft immer gewinnt. Ich bin überzeugt, Sie werden das mit der Zeit selbst erfahren. Es liegt etwas in der Luft, im Klima, in den ganzen Verhältnissen, das unwiderstehlich anzieht. Man fühlt sich stets so frisch und gesund, ist von größerer Lebenslust erfüllt als anderwärts, und obgleich man sich oft genug recht hart plagen muß, um sich ehrlich und anständig durchs Leben zu bringen, so ist man doch froh, hier zu sein, und rackert sich gerne. Denn man weiß, daß im Hintergrunde aller dieser Arbeit die heißersehnte Unabhängigkeit winkt, daß nach einer gewissen Zeit eine gesicherte Zukunft daliegt, und daß einem beim regelrechten und gewöhnlichen Laufe der Dinge ein langes, gesundes Leben bevorsteht.

Als ich hierher kam, hatte ich leider nicht viel Geld. Meine erste Sorge war daher, lohnende Arbeit zu finden, so daß ich mir ein Sümmchen ersparen könnte, um damit weiter zu wirtschaften.

Ich hatte gleich nach meiner Ankunft viel von diesen Harzfeldern gehört. Man vernahm die widersprechendsten

Dinge. Einige Berichte waren enthusiastisch, andere wieder besagten, es stecke nicht viel dahinter. Ich war dadurch neugierig gemacht worden und beschloß, selbst zu sehen und mein Glück in der Beschäftigung oder der Industrie — wie man hier sagt — des Harzgrabens zu versuchen.

Die Ausrüstung dazu ist die denkbar einfachste: ein Spaten und ein Speer. Wozu man den letzteren gebraucht, werden Sie ja bei Ihrem Ritte über die Felder gesehen haben. Man steckt den langen, dünnen, spitzen Eisenstab fortwährend in den Boden, der hier zumeist aus Pfeifenthon besteht. Wenn dann dieses Werkzeug an etwas Hartes stößt, so weiß der erfahrene Gräber am Klange zu sagen, ob da bloß ein Stein oder ein Stück Harz in der Erde liegt. Dieser zur Herstellung feiner Firnisse vielbegehrte Stoff hat die Eigentümlichkeit, oft in großen Haufen auf engem Raume beisammen zu liegen. Nicht alle Bäume schwitzen nämlich das Harz in nennenswerten Mengen aus, manche gar keines, andere wieder erstaunlich viel. Hat man nun das Glück, eine Stelle zu treffen, wo mehrere solche Bäume beisammen gestanden haben, so ist die Ausbeute eine große, und der glückliche Finder verdient dann an einem Tage viele hundert Mark.

Damals war das Land noch nicht so ausgebeutet und ausgegraben wie jetzt. Heutzutage ist wohl kein Fußbreit im ganzen Norden hier, der nicht umgewühlt worden ist. Und dennoch ist der Ertrag noch immer recht anständig, denn jetzt werden auch die kleinen Stücke sorgsam gesammelt, die früher achtlos beiseite geworfen wurden. Und dann findet man an vielen Stellen unter der jüngsten Harzschicht eine zweite und oft noch tiefer eine dritte bedeutend ältere Schicht. Das war den früheren Arbeitern unbekannt, denn sie hatten nicht viel Mühe, den Stoff einige Zoll von der Oberfläche entfernt zu finden. Man muß annehmen, daß nach der Zerstörung eines Waldes

nach einer gewissen Zeit auf den Ruinen des ersteren ein zweiter und noch später ein dritter wuchs. Es müssen enorme Zeiträume vergangen sein, seit dieser Prozeß begann, aber das Harz ist noch immer da.

Ich für meinen Teil beschloß, Buschgräber zu werden, das heißt einer, der im Walde arbeitet. Die Arbeit im Busche ist natürlich der dichten Schlingpflanzen, des oft fast unentwirrbaren Untergestrüppes und des weitverzweigten Wurzelwerkes wegen eine viel härtere, aber auch viel lohnendere als im offenen Lande. Letzteres ist meist nur mit Farnkräutern oder kurzem Manukagestrüpp bewachsen, weil auf dem armen, sterilen Boden nichts anderes fortkommt. Es erscheint fast unglaublich, daß derselbe Boden so große Wälder trug, aber die Kaurifichte liebt gerade diesen im Sommer harten und im Winter sumpfigen Pfeifenthon und erreicht darin eine enorme Größe, und zu ihren Füßen, in dem durch ihre Nadeln gebildeten dünnen Humus, wuchert mit unglaublicher Lebenskraft das ganze Heer der Schlingpflanzen und der scharfen, wie Rasiermesser schneidenden Gräser.

Ich ließ mich also im Puhipuhiwalde nieder, den Sie ja in der Entfernung gesehen haben. Ich hatte das Glück, einen älteren Landsmann zu treffen, der viel Erfahrung in dieser Beschäftigung besaß; er gab mir die ersten unschätzbaren Winke und Ratschläge, wie man am besten zu Werke gehen muß. Später fand ich mich überraschend schnell in dieses Geschäft.

Ein prachtvoller Forst, dieser Puhipuhiwald! Hundert Quadratkilometer groß, mit nur wenigen Lichtungen damals. Jetzt haben verheerende Feuer schon einige bedeutende Lücken hineingebrannt. Zwei Jahre lang führte ich dort das einsame Leben eines Waldmenschen; es brachte mich aber zum gewünschten Ziele, ich erwarb mir eine ganz stattliche Summe dabei. Und noch jetzt denke ich

mit großem Vergnügen an jene Zeit zurück. Diese Art Existenz hatte einen eigenen Reiz. Es war nicht nur der fortwährende Verkehr mit einer großartigen Natur, sondern auch die Wechselfälle in der Ausbeute und dem damit verbundenen Gewinn, welche die Sache so interessant gestalteten.

Ich hatte mir eine nette Hütte — „Warri" nennt man's hier — gebaut und mit einer gewissen Behaglichkeit eingerichtet. Der frühe Morgen sah mich schon zumeist zur Arbeit hinauswandern, das frugale Mittagsessen nahm ich stets mit, und abends keuchte ich gewöhnlich unter einer schweren Ladung heim. Gegen Ende meines dortigen Aufenthaltes fing jedoch meine Gesundheit an zu leiden. Ich hatte mich sonst immer eines außerordentlich guten Wohlbefindens erfreut, aber der Weg führte des Morgens durch das taunasse, mannshohe Untergestrüpp, so daß ich oft keinen trockenen Faden am Leibe hatte, wenn ich meine eigentliche Arbeit begann. Diese selbst war auch keine leichte, denn bevor man hier ans eigentliche Graben gehen konnte, mußte erst das starke Wurzelwerk mit der Axt weggehauen werden. Es war also nicht zum Verwundern, daß sich bei mir starker Rheumatismus einstellte.

Dazu kam folgendes. Neuseeland ist vollkommen frei von reißenden Tieren und giftigen Schlangen. Das einzige giftige Tier ist eine winzige rötliche Spinne, die Katipo. Sie ist aber ziemlich selten, und man hört nur wenig von durch sie verursachten Unglücksfällen. Wenn der Biß vernachlässigt wird, so kann wohl auch der Tod eintreten, aber bei nur einiger Sorgfalt kommt man rasch über die schädlichen Folgen der kleinen Wunde hinweg. Eigentümlicherweise betraf es unter den vielen zerstreut wohnenden Harzgräbern im Busche nun gerade mich, daß ich von diesem Tierchen eines Tages, als ich im Schatten

einer mächtigen Kaurifichte Mittagsruhe hielt, gebissen wurde, und zwar ins rechte, ohnedem schon vom Rheumatismus angegriffene Bein. Dieses schwoll rasch erstaunlich an, und ich konnte nur noch knapp über so viel Kräfte gebieten, um das Haus des Kaufmannes zu erreichen, bei dem ich meine Bedürfnisse einkaufte, und der gewöhnlich mein Harz erhandelte. Dieser schickte mich auf seinem Wagen rasch nach Whangarei hinein.

Der Doktor hatte mich glücklicherweise bald außer aller Gefahr. Den Rheumatismus, der sich durch die Vergiftung verschlimmert hatte, konnte er aber nicht bezwingen, sondern meinte, ich müsse das Harzgraben für einige Zeit aufgeben. Am besten für mich wäre es, wenn ich nach Rotorua zu den heißen Quellen ginge, um darin zu baden. Diese Quellen seien von wunderbarer Wirkung, und ich würde sehr rasch hergestellt und von allen üblen Folgen befreit sein. Diesen Rat befolgte ich. Ich hatte in der That einige Rast und Ruhe ehrlich verdient. Mit dem nächsten Dampfer fuhr ich nach Auckland." ...

In diesem Momente ließ sich im Nebenzimmer ein schwacher Kinderschrei hören. Herr Knabe hatte also einen Sprößling, und es gab hier drei Hausbewohner, nicht, wie wir vermuteten, zwei. Ria erhob sich und verschwand, um die mütterlichen Pflichten zu erfüllen. Herr Knabe benutzte diese Unterbrechung, um sich ein wenig die Kehle anzufeuchten, und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„In dem Gasthause, in welches ich mich für kurze Zeit einlogierte, wohnte zufälligerweise auch Wiremu, einer der Maorihäuptlinge des Rotoruastammes. Er war mit Frau und Tochter zur Stadt gekommen, um in den staunenswerten Dingen der europäischen Zivilisation zu schwelgen, einige notwendige Einkäufe zu machen und sich im allgemeinen zu überzeugen, wie sehr die Pakeha (Weißen) den Maoris „über" sind.

Die Eingeborenen des neuseeländischen „Wunderlandes", wie man die Thermenregion nennt, und von dem Sie ja gewiß schon gehört haben, sind sehr wohlhabend. Denn die meisten und merkwürdigsten Naturwunder daselbst befinden sich auf Grund und Boden, welcher den Maoris gehört. Um die Merkwürdigkeiten besichtigen zu können, muß eine Art Taxe entrichtet werden, und da sich der Fremden- und Touristenverkehr von Jahr zu Jahr steigert, so fließt den glücklichen Besitzern, die unter sich eine Art Zunft oder Ring bilden, auf diese Weise ein stetig schwellender Goldstrom zu.

Wiremu war der Typus eines echten Maoris, ein Mann von herkulischem Gliederbau und mächtigen Körperkräften. Dabei hatte er den mildesten Gesichtsausdruck und die sanftesten Manieren, die man sich denken kann. Dies und ein ungezwungenes natürlich-würdevolles Benehmen machten ihn zu einer sehr interessanten Persönlichkeit. Er sprach das Englische tadellos. Um den Mann ist es wirklich schade — er starb mir zu früh. Auch seine Frau war eine sehr sympathische Erscheinung mit regelmäßigen Zügen. Aber die Tochter! Nun, Sie kennen sie ja — Ria, mein Weib." Mit einem liebevollen Nachdrucke sprach er dieses Wort aus.

„Sie war damals sechzehn Jahre alt und schön wie eine dunkle Rose. Wir lernten uns rasch kennen, und bald war ihr der Fritz — wie sie mich mit Vorliebe anstatt Fred nannte, obgleich sie den Zischlaut nur schwer herausbrachte — bald war ihr der Fritz der liebste Gesellschafter.

Eigentliche Liebe war es meinerseits damals noch nicht, die kam erst später. Sie werden hören, warum und wieso. Damals dachte ich überhaupt noch nicht ans Heiraten, und dann hätte ich es auch für unmöglich gehalten, ein Maorimädchen zur Frau zu nehmen. Ich

wußte eben nicht, welchen Schatz ich an Ria besitzen sollte, ich wußte nicht, daß es in der Ehe nicht so sehr auf die Hautfarbe als aufs Herz und den Charakter ankommt. Also, wie gesagt, verliebt war ich damals noch nicht; ich konnte Ria recht gut leiden, sie jedoch liebte mich schon vom ersten Momente an.

Meine Beine waren noch immer in einer schlimmen Verfassung, besonders das gebissene. Ich konnte mich kaum rühren und lag meist im Lesezimmer auf einer Chaiselongue und las die Zeitungen, wenn Ria nicht da war. Sie benutzte aber jeden freien Moment, um zu kommen, und schwatzte und plauderte vergnüglich über dies und das und vertrieb mir die Grillen und die Schmerzen mit ihrem sonnigen Wesen.

Wiremu und ich hatten beschlossen, in Rotorua und auf der Reise dahin beisammen zu bleiben. „Du mußt in meinem Hause wohnen, Fred," sagte er. „Platz ist genug da, und ich will deine Beine bald in Ordnung bringen. Ich kenne die besten Bäder für diese Leiden, und du wirst sehen, in einigen Wochen kannst du wieder einen Jig tanzen." Ich nahm dieses freundliche Anerbieten gerne und dankbar an, und nach einigen weiteren Tagen fuhren wir auf der Eisenbahn dem Wunderlande entgegen.

Rotorua! Voll und energisch klingt das Wort, nicht wahr? Roto = der See und rua = zwei, also auf deutsch etwa der Doppelsee. Es ist eine merkwürdige Gegend, die diesen Namen führt. Was soll ich sagen, um sie kurz zu beschreiben? Sie werden sie ja sicherlich bald mit eigenen Augen sehen, darum will ich nicht viel Worte darüber machen. Nur so viel sage ich: man glaubt, man hätte auf einmal das Innere unserer Erdkugel betreten, wo noch alles glüht und kocht und siedet und brodelt. Ueberall heißes Wasser, Dämpfe, Gase, welche sich durch mehr oder weniger garstigen Geruch bemerkbar

machen, Springbrunnen, die in kolossalen Säulen plötzlich in die Luft steigen, kurz, der ganze Hexenkessel der unterirdischen Gewalten unter den freien blauen Himmel versetzt. Und dies alles in einer landschaftlich schönen Gegend, die sich im übrigen von anderen schönen Gegenden nicht viel unterscheidet. Auf jedem Tritt und Schritt findet man bei näherer Untersuchung indessen etwas Neues, Ueberraschendes, Wunderbares. Das Merkwürdigste, das bei aller Erhabenheit sogar einen Stich ins Lächerliche hat, ist, daß der Mensch sich in diese für den Neuling unheimlichen Verhältnisse hineingefunden, ja diese scheinbar unüberwindlichen Naturgewalten zu seinen eigenen Zwecken in den Dienst gestellt hat. So sieht man zum Beispiel oft eine Maorifamilie, die in ihrer Hütte einen kleinen Vulkan besitzt. Dieser liefert ihr im Winter unentgeltlich die Heizung und kocht im Sommer Suppe und Pudding. Es sind natürlich wohlerzogene, gutmütige Hausvulkane mit den sanftesten Manieren und liebevollster Dienstbereitheit. Aber wehe, wenn sie losgelassen! Daran denken indessen die Leute nicht.

Wiremu lebte in dem Flecken, welcher den etwas langen Namen Whakarewarewa führt. Man geht den Puarengabach entlang, und gerade gegenüber der Brücke liegt das Dorf. Hier giebt es drei großmächtige und eine Menge kleinerer Geiser und außerdem Sinterterrassen, kochende Kieselbassins, Schlammvulkane und eine große Anzahl von Heilbädern der mannigfachsten Art.

Mein Gastfreund besaß da ein hübsches Haus, das sehr behaglich eingerichtet war. Es ist erstaunlich, wie schnell sich die Maoris die europäische Kultur angeeignet haben. Bei Wiremu sah es aus wie etwa daheim in einer wohlhabenden Bürgersfamilie. Sogar ein Piano war da, und Ria spielte darauf sehr hübsch. Mein Freund war übrigens ein großer Häuptling, der etwas auf Re-

präsentation gab, denn beim gewöhnlichen Volke sah es noch primitiv genug aus.

Sobald ich bequem im Hause installiert war, begann Wiremu mit mir die in Aussicht gestellte Kur. Er und eine alte behäbige Waihina (Frau), die Aerztin des Stammes, hochangesehen und weithin berühmt als eine Heilkünstlerin ersten Ranges, kneteten mit wichtigen Mienen vorsichtig an mir herum, ließen mich schwitzen, trugen mich ins Bad und behandelten mich überhaupt, als ob ich ein lieber Angehöriger sei. Merkwürdigerweise besserte sich aber mein Zustand nicht im geringsten. Das Bein blieb nach wie vor geschwollen, und jeder Versuch zum Gehen verursachte mir greuliche Schmerzen. Die Miene Wiremus drückte von Tag zu Tag größere Verwunderung, die der würdigen Maoriärztin sogar Entrüstung aus. Ein solcher Fall war ihr augenscheinlich noch nicht vorgekommen. Umsonst sammelte sie auf langen Spaziergängen allerlei Heilpflanzen, aus denen sie verschiedene Aufgüsse bereitete, umsonst brachte sie die geheimsten Kniffe ihrer Kunst ins Spiel — der Krankheitszustand blieb nahezu auf demselben Punkte stehen, auf dem er war, als ich anlangte.

So vergingen zwei Wochen, und mein Zustand fing an, mir Besorgnis einzuflößen. Auf die Gefahr hin, meinen Hausfreund tödlich zu beleidigen, hatte ich nachgerade den Entschluß gefaßt, nach Rotorua überzusiedeln, wo eine Staatsheilanstalt besteht, und die europäische Heilkunst in Anspruch zu nehmen. Aber der schlaue Wiremu schien meine Absicht zu ahnen und kam mir zuvor.

„Ich weiß, was ich mit dir thue, Fred," sagte er. „Wir gehen nach dem Tarawerasee. Ich kenne dort eine warme Quelle, der kein Rheumatismus, sei er auch noch so schlimm, widerstehen kann. Dort wirst und mußt du gesund werden. Morgen übersiedeln wir dahin."



Ich fügte mich dieser Entscheidung. Offen gestanden, ich hatte mehr Vertrauen zu den Maoris als zu den europäischen Aerzten. Man konnte viel von gut verbürgten,

geradezu fabelhaften Kuren hören, welche die ersteren zu stande brachten. Und warum auch nicht? Sie kennen ja die verschiedenen Bäder seit Menschengedenken und sind intelligente, scharfe Beobachter. Ueberdies stehen ja so viele Heilmittel im Dienste der ärztlichen Kunst, die von sogenannten wilden Völkern oder ungebildeten Laien zuerst entdeckt wurden.

Wir erreichten nach einer kleinen Reise, die uns wieder durch neue merkwürdige Erscheinungen führte, den Tarawerasee am Fuße des gleichnamigen Berges, und hier erlebte ich etwas so Grauenhaftes, so von unirdischen Schauern Volles, daß die Erinnerung daran mir stets gegenwärtig bleiben wird und sollte ich auch hundert Jahre lang leben." . . .

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne und blies ein paar starke Rauchwolken in die Luft. Dann fuhr er fort:

„Der See lag friedlich da, ein geheimnisvolles, rings von Bergen eingeschlossenes spiegelglattes Becken, aus dessen Tiefe das Bild des blauen Himmels heraufguckte. Auf der einen Seite der majestätische Berggipfel, weiter die berühmte rote Terrasse, ein Meisterwerk der ewig schaffenden und doch immer wieder zerstörenden Natur. Rings umher die originelle neuseeländische Flora: riesige Ratabäume mit roten Blumen übersät, cypressenähnliche Rimus, graziöse Nikaupalmen, Farnbäume mit schwarzgeschuppten saftreichen Stämmen und der unvermeidliche Manukabusch mit seinen zarten weißen Blütensternchen.

Die Maoriansiedelung befand sich eine kurze Strecke an der Lehne des Taraweraberges hinauf, und dort fanden auch wir bequeme Unterkunft. Ein Haus herzustellen ist für die Maoris eine Kleinigkeit. Alle Hände griffen rasch zu; einige fällten Bäume, andere trugen die Pfosten herbei, wieder andere schnitten eine Menge Blätter von den

Nikaupalmen ab, um damit die Wände zu flechten und das Dach herzustellen, und nach wenigen Stunden schon stand ein niedliches „Warri" da, groß und bequem, mit breitem Kamin, und auf dem Fußboden reinliche Matten. Es war in drei Zimmer abgeteilt, von denen das mittlere und größte als Familienraum diente, rechts davon wohnte ich, links Wiremu mit Frau und Kind.

Meine Kur wurde nun an der neuen Heilquelle sofort wieder energisch in Angriff genommen, und in der That fühlte ich schon nach einigen Tagen eine merkliche Besserung. Wer kann das geheimnisvolle Walten der Naturkräfte ergründen, zwischen denen Sympathie und Antipathie ebenso fessellos herrscht wie bei uns armseligen Menschenkindern? Hier mußte im Wasser irgend ein Bestandteil vorhanden sein, der die Krankheit siegreich überwand. Ich freute mich natürlich außerordentlich über diese günstige Wendung, und meine Feststimmung wurde noch erhöht, als ich nach und nach in die Lage kam, kleine Spaziergänge unternehmen zu können.

Ich humpelte zwar noch schauderhaft, aber Ria bot mir meist ihren jungen kräftigen Arm, und so gingen wir vorsichtig Schritt für Schritt dahin. Die Bewegung that mir nach dem langen Stilliegen entschieden gut.

Wir schlenderten meist zum See hinunter, wo wir uns im Schatten eines großen Ratabaumes niedersetzten und ein wenig rasteten. Von da ging es dann gewöhnlich einen allmählich ansteigenden Pfad hinauf zu einem reizenden Plätzchen an der Bergseite, von dem man eine herrliche Rundsicht genoß. Hier befand sich unter einer mächtigen Felsplatte eine ziemlich geräumige Grotte. Im Hintergrunde derselben träufelte frisches Quellwasser herab, sammelte sich in einem kleinen Becken und verschwand wieder im Erdboden. Ueppig wucherten ringsum die zierlichsten Farnkräuter und bildeten einen weichen Teppich,

auf dem es sich behaglich sitzen ließ. Der ganze Platz lud förmlich zur Ruhe und zum beschaulichen Träumen ein. Zwischen dieser Grotte und der Maoriansiedelung befand sich eine von dem in der Regenzeit niederstürzenden Wasser ziemlich tief eingerissene Schlucht. Dieselbe sollte von großer Bedeutung für uns werden.

Es waren köstliche Tage. Immer besser und besser lernte ich das kindlich einfache und harmlose Wesen Rias kennen und lieben. Ihre unverwüstliche Heiterkeit und ihr sonnenklares Gemüt wirkten unwiderstehlich bestrickend. Wir plauderten von allem möglichen. Sie erzählte mir von ihren in Auckland verlebten Schultagen und von den Ereignissen ihrer Jugend. Ich dagegen schilderte ihr Europa und Deutschland mit seinen alten Städten und neuen Industriewundern. Ihr naives Erstaunen war reizend. Sie ist eben ein gutes, unverdorbenes Naturkind.

So war denn um uns und in uns alles eitel Glück und Sonnenschein, bis plötzlich und ganz unerwartet jenes grauenhafte Ereignis eintrat, von dem ich Ihnen nun berichten muß, und das einen Wendepunkt in meinem Leben bezeichnet. Aber vor allem anderen müssen wir erst noch einen Trunk thun."

Die Gläser wurden gefüllt, und unserem interessanten Landsmanne Bescheid gethan; dann nahm dieser den Faden seiner Erzählung wieder auf.

„Ria und ich waren an einem schönen Abende wieder einmal wie gewöhnlich zu unserem Ratabaume am Wasserrande hinuntergegangen und hatten ein wenig nach Aalen zu angeln versucht, die in großer Menge den See belebten. Es wollte aber keiner anbeißen. Wir waren eben im Begriffe, die Sache aufzugeben und nach der Grotte zu gehen, um von dort aus den Anblick des Sonnenunterganges zu genießen, da gewahrten wir, daß der Boden unter unseren Füßen leise zitterte, wie wenn unweit ein

schwerer Gegenstand über eine harte, holperige Straße vorübergefahren werde. Zu gleicher Zeit ließ sich in der Ferne ein dumpfes Dröhnen hören. Ich blickte verwundert meine Führerin an, die wie erschrocken den Finger an den Mund legte und angestrengt horchte.

„Korero te Maunga — es spricht der Berg," sagte sie leise.

Das dumpfe Geräusch und das Erdbeben hörten ebenso plötzlich auf, wie sie gekommen waren, und wir stiegen langsam den Berg hinan. Bei der Grotte angelangt, setzten wir uns plaudernd nieder und genossen den immer von neuem wieder interessanten Anblick der Landschaft und des Niederganges der Sonne.

Allmählich lagerten sich die Schatten der Nacht über die Berggipfel, und wir begannen unseren Abstieg. Wir waren indessen noch nicht am Fuße des Berges angelangt, als ich ungefähr in der Mitte des Sees einen roten Ball zu bemerken glaubte. Derselbe vergrößerte sich rasch, und zugleich begann ein wunderbarer rosiger Schimmer sich über die Gegend auszubreiten.

„Welch eine seltsame Erscheinung ist denn das nun wieder?" dachte ich, während Ria starren Auges auf das Wasser blickte und das Wachsen des rätselhaften roten Gegenstandes zu beobachten schien. Aber nach einigen Momenten stieß sie einen unterdrückten Schreckenslaut aus und wandte sich um.

Instinktiv that ich dasselbe, und da sah ich denn, daß der rote verschwommene Ball im Wasser bloß das Spiegelbild des Berggipfels war. Der Vulkan Tarawera war in Thätigkeit, und eine Flammengarbe loderte über dem Krater desselben. Ruhig brannte das riesige Feuer mit seltsamer intensiv roter Farbe und tauchte alles ringsum in ein zauberhaftes zartrosiges Licht.

Wie gebannt blickten wir auf dieses Bild, das sich

wie ein plötzlicher überraschender Theatereffekt ausnahm. Aber urplötzlich änderte sich die Lage. Ein Krachen erschütterte die Luft, so überwältigend und ungeheuerlich, als wären tausend schwere Geschütze abgefeuert worden. Zu gleicher Zeit stieg eine enorme Feuersäule hoch zum Himmel empor, und ein Dröhnen ließ sich unausgesetzt hören, wie wenn tief, tief unten eine gigantische Orgelpfeife ertöne. Die Nacht war plötzlich in den hellsten Tag verwandelt. Und auf einmal begann die Erde in kuriosen Wellenbewegungen zu schwanken, wie das vom Orkan gepeitschte Meer, so daß wir Mühe hatten, aufrecht stehen zu bleiben. War das wirklich die geliebte Mutter Erde, die wir als den Inbegriff des Festen, Unerschütterlichen zu betrachten gewöhnt waren? Und es wurde mir plötzlich ganz deutlich, ganz klar, daß nur eine jämmerliche dünne Kruste uns von der glühenden Hölle unter uns trennte.

Doch was war das? Von der Maoriansiedelung her ertönte auf einmal ein durchdringendes Angstgeschrei. Wir sahen unmittelbar hinter dem Dörfchen eine große Dampfwolke in die Höhe steigen, wir hörten das Rauschen der emporquellenden kochenden Wassermenge, dazwischen kurze, markerschütternde Schreie der zu Tode Gebrühten, und dann kam es wie ein Gießbach in der erwähnten Schlucht heruntergestürzt, die Häuschen und die Leichen unserer Freunde mit sich führend und weit in den See hinauspeitschend. Wäre diese Schlucht in der Bergseite nicht gewesen, so hätte uns dasselbe Schicksal betroffen.

Und an hundert anderen Stellen fing nun der Berg zu bersten an. Hier war es ein Schlammvulkan, dort glühende Lavaströme und anderwärts wieder kochendes Wasser und Dampf, die mit unglaublicher Heftigkeit zu Tage traten. In der dunkelroten Feuersäule, die den Krater mit dem Himmel zu verbinden schien, erschienen

blendendweiße Flecken. Weißglühende kolossale Felsstücke waren es, die, durch die Lüfte geschleudert, über unsere Köpfe hinweg rings um uns und in den See fielen, wo sie ein Zischen und Gurgeln verursachten, das die Nerven mehr in Erregung setzte als selbst der Knall von vorhin.

Wir standen regungslos da und sprachen kein Wort. Das Schauspiel war von solcher überwältigenden Grauenhaftigkeit, daß es uns völlig bannte und lähmte. Unsere Sinne waren dabei so geschärft, daß keine Einzelheit uns entging. Unauslöschlich sind dieselben meinem Gedächtnisse eingeprägt.

Da fuhr auf einmal ein Felsstück unweit von uns nieder und bohrte sich tief in die Erde. Das rüttelte uns auf. Wir mußten fliehen. Aber wohin sich wenden? „Zur Grotte!" rief ich Mia zu und begann, ihre Hand ergreifend, den wohlbekannten schmalen Pfad hinanzueilen. Allein mein krankes Bein versagte mir den Dienst; im Moment der größten Not ließ es mich schnöde im Stiche. Ein Gefühl der völligen Taubheit und der Lähmung machte sich darin bemerkbar, und einige unbeholfene taumelnde Schritte nach vorwärts machend, fiel ich plump wie ein Mehlsack zu Boden.

Doch mein Mädchen war eine Heldin. Keinen Moment war sie ratlos. Die Schrecken der Situation raubten ihr nicht die Kräfte, sie erhöhten dieselben. Ihre treue Liebe that das übrige. Sie nahm mich in ihre Arme und trug mich zur Grotte hinan *). Ringsherum wüteten die entfesselten Dämonen der Unterwelt. Steine und Felsblöcke schwirrten umher, träge wälzte sich hier ein breiterer, dort ein schmälerer dickflüssiger Lavastrom den Abhang hinunter, ein ganzes feuriges Netz über den Berg bildend. Dazwischen zischten die siedenden Wassermassen, brauste der

*) Siehe das Titelbild.

plötzlich befreite Dampf, und nun begann es auch fein, fein herunterzurieseln wie ein grauer Schleier und drang in Augen, Nase und Mund ein — Asche.

Durch alle diese Schrecken jedoch schritt Ria bedachtsam und sicheren Schrittes mit ihrer Last und erreichte ohne den geringsten Unfall die Grotte. Dort bettete sie mich sachte und fürsorglich auf den weichen Teppich der Farnkräuter.

Wir waren nun in verhältnismäßiger Sicherheit. Wenn sich nicht der Boden unter unseren Füßen öffnete oder ein Lavastrom durch die Bergseite hervorbrach, waren wir gerettet. Denn vor den fallenden Steinen schützte uns die dicke Felsplatte über uns.

Ria setzte sich nieder und brach in Thränen aus. Sie gedachte ihrer so plötzlich hinweggerafften Eltern.

Im übrigen aber bewahrte sie ihre ruhige und beherrschte Haltung. Ich, der ich so hilflos dalag, konnte nicht umhin, mit wahrer Bewunderung zu dem einfachen, heldenmütigen Mädchen emporzublicken, das eine derartige Seelenstärke bekundete. Und wie ich sie so ansah, da jubelte mein Herz laut auf, einen solchen Preis gewonnen zu haben.

Sie setzte sich an meiner Seite nieder und legte den Kopf an meine Brust. Unaussprechliches Glück war in uns inmitten der tobenden Gewalten. Tod? Was für Schrecken hatte er für uns? So vereint dem ewigen Schlaf entgegenzugehen war ja die höchste Seligkeit. Nein, wir fürchteten den Tod nicht. Mochte kommen, was da wollte.

Ich weiß nicht, wie lange wir so regungslos blieben. Aber als ich aus einem ohnmachtähnlichen Schlafe erwachte, war es lichter Tag. Die Eruption dauerte noch immer ungeschwächt fort. Es fielen zwar nicht mehr so viele Steine, allein der Aschenregen war dichter und kleidete

die Gegend wie dicker Höhenrauch in ein trübseliges Grau. Von meinem Platze aus konnte ich sehen, daß das schöne Wairoahotel am See niedergebrannt war. Hie und da ragte bloß ein geschwärzter Balken in die Luft. Die Landschaft sah entsetzlich aus. Die malerischen großen Baumgruppen waren umgestürzt, alles versengt, alles verkohlt, und vom See her tönte fortwährend ein mächtiges Zischen und Explodieren, da dort ein breiter Lavastrom, der den Fuß des Berges erreicht hatte, in das Wasser stürzte. Aber wo war denn die weithin berühmte rote Terrasse, dieses Meisterwerk der Natur, an dem Jahrtausende gebaut? Total zerstört, tausendfach geborsten und von Lava überströmt. Der See hatte seinen landschaftlichen Reiz vollkommen verloren. Nackte Klippen standen dräuend da, wo noch gestern alles im lieblichsten frischesten Grün prangte, und so weit das Auge reichte, war alles grau von der stetig niederfallenden feinen Asche.

Seufzend wandte ich mein Auge von diesen Schauerscenen weg, da fiel mein Blick auf Ria, die im Hintergrunde der Grotte kauerte und ihre Hände in das dort merkwürdigerweise noch immer niederträufelnde Wasser hielt. Und wie sahen diese Hände aus! Schwärzlich, wie verkohlt. Das Fleisch hing in unförmlichen blutrünstigen Fetzen herunter, und an vielen Stellen waren die Knochen sichtbar.

Ich war eine Weile keines Wortes fähig. „Ria!" brachte ich endlich hervor. „Um Gottes willen, was ist denn geschehen?"

Sie wendete den Kopf und lächelte schwach. „Das Feuer wollte hereinkommen, und ich wehrte es ab," sagte sie einfach.

Und jetzt sah ich, was geschehen war. Während ich ruhig schlief, hatte dieses junge Mädchen einen neuerlichen heldenhaften Kampf mit den wütenden Elementen erfolg-

reich gekämpft und so innerhalb weniger Stunden zum zweitenmal mein Leben gerettet.

Ein Lavastrom war dicht bei der Grotte vorbeigeronnen, und da der Boden derselben sich gegen das Innere zu neigte, war ein Teil der überfließenden glühenden Masse zu uns hereingekommen. Ria hatte rechtzeitig die Gefahr bemerkt und aus schnell zusammengerafftem Gerölle, das reichlich umherlag, am Eingange der Höhle einen kleinen Damm gebaut. Sie hatte sich zwar die Hände und das Gesicht so viel als möglich durch ins Wasser getauchte Tücher zu schützen gesucht, aber Haare und Augenbrauen waren trotzdem versengt, und die nasse Leinwand, welche die Hände bedeckte, und die der entsetzlichen Glut ganz nahe kommen mußte, hielt nicht stand, sie war in kurzer Zeit in Flammen und mußte weggeworfen werden. Den gräßlichsten Schmerzen zum Trotze vollendete sie aber das Werk, Stein um Stein zusammentragend und in unmittelbarer Nähe der weißglühenden Lava in die richtige Stelle einfügend, und erst als der schützende Wall vollendet war, gewahrte sie, welche furchtbare Verletzungen sie davongetragen hatte. Zum Glück war klares Wasser in Fülle da, in welchem sie die verstümmelten Hände unablässig badete. Dies hielt die schlimmsten Folgen ab.

Zwei unendlich lange, fürchterliche Tage blieben wir in der Grotte. Endlich wurde der Lavaerguß schwächer, und auch Asche warf der Vulkan nicht mehr aus. Am dritten Tage begann es zu regnen, wie es nur in Neuseeland regnen kann. Ein achtstündiger ununterbrochener Wasserschwall. Wir begrüßten denselben freudig. Gegessen hatten wir zwar die ganze Zeit hindurch bloß Wurzeln der Farnkräuter — eine uralte und beliebte Speise der Maori —, die ich nach Rias Angabe auf demselben Lavastrome röstete, der uns beinahe zu Tode gebracht hatte, wir waren aber doch bei leidlich guten Kräften, da diese

Wurzeln ziemlich nahrhaft sind, und es uns an Wasser nicht mangelte. Sowie der kalte Regen daher begann, eine genügend dicke harte Kruste auf den kreuz und quer dahinziehenden Lavabächen zu bilden, machten wir uns auf und begannen den Abstieg.

Es würde zu weit führen, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, unter welchen Gefahren wir dies vollbrachten. Meines kranken Beines wegen ging es natürlich außerordentlich langsam, aber es ging. Wir erreichten den Fuß des Berges und waren so glücklich, ein im See halb versunkenes kleines Kanoe zu entdecken. Ich machte dasselbe flott und flocht aus dünnen Ratazweigen ein Ruder zurecht. Im Boote sitzend, konnte ich meinen Mann stellen und den mir nun zufallenden Teil unseres Errettungswerkes gehörig vollbringen, denn meine Arme waren gesund und stark. Wir fuhren ans gegenüber liegende Ufer, und durch einen kleinen Bach, den Ria kannte, kamen wir in die Kette der sogenannten kalten Seen.

Von hier zur nächsten Ansiedelung zu gelangen, war ein leichtes. Man brachte uns nach Whakarewarewa zurück, wo wir wie zwei aus dem Grabe Gestiegene angestaunt und mit Freuden begrüßt wurden. Hier hörten wir denn auch in der Folge, welche große Anzahl Menschenleben dem entsetzlichen, nunmehr historischen Taraweraausbruch zum Opfer gefallen waren, dem wir wie ein Wunder entgingen."

Eine lange Pause trat ein, während welcher der Erzähler gedankenvoll in das Feuer blickte. Auch wir waren von dem Gehörten tief ergriffen.

Herr Knabe fuhr sich endlich, wie aus einem Traum erwachend, über die Stirne und sprach leise, mehr wie zu sich selbst: „Rias Hände waren in einem bösen Zustande, und es war zweifelhaft, ob sie nicht etwa ab-

genommen werden mußten. Auch meine Kräfte waren so ziemlich erschöpft, und wir suchten sofort das öffentliche Krankenhaus auf. Einige bange, trübe Wochen folgten. Aber das gesunde junge Blut, das in unseren Adern rollte, siegte doch zuguterletzt. Rias Hände vernarbten, und auch ich erlangte mein Gehvermögen wieder.



Wir hatten beide genug vom Wunderlande, und ich kaufte hier im Norden diese bescheidene, aber ausreichende Heimstätte von meinem eigenen Gelde. Was Wiremu hinterließ, ist für Ria und das Kind sicher angelegt. Ich brauche es nicht.

Und hier seht ihr mich, liebe Landsleute," rief unser Gastfreund mit seinem früheren behaglichen Lächeln aus, „hier seht ihr mich nach einigen Jahren tüchtigen Schaffens

als einen der glücklichsten Menschen, die es auf dieser Erde giebt."

In demselben Momente erschien auf der Schwelle des Nebenzimmers die Hausfrau, einen reizenden kleinen Jungen auf dem Arme tragend. In dem lieben Gesichtchen desselben waren die polynesischen und germanischen Schönheitslinien aufs bezauberndste vereinigt.

Wir sahen, in diesem Hause wohnte in der That das Glück.

— — — — — — — — — — — —

Mit Herrn Knabes Hilfe gelang es uns drei Landsuchern sehr bald, ein liebliches Fleckchen Erde zu entdecken und zu erwerben. Unsere drei Heimstätten sehen schon sehr hübsch aus, und wir hoffen in einigen Jahren unter dem eigenen Weinstocke und unter dem eigenen Feigenbaume die Früchte unseres Fleißes genießen zu können.





Die Wunder der Gartenkunst.

Kulturgeschichtliche Wanderungen. Von **Adolf Classen.**

Mit 13 Illustrationen.

Seit Jahrtausenden bereits ist die Gartenkunst geübt worden, und wir dürfen sie wohl als eine der ältesten menschlichen Künste bezeichnen. Mag ihr auch der Name „Kunst" im höchsten Sinne nach den strengen Gesetzen der Aesthetik nicht zukommen, so hat sie doch, namentlich mit Unterstützung der Wasserkunst, der Architektur und Plastik, in den verschiedensten Ländern wahre Wunderwerke geschaffen, welche das Auge erfreuen und das Gemüt erheben. Aegypter und Assyrer, Inder und Chinesen, Griechen und Römer, Araber, Italiener, Franzosen, Engländer, Holländer und Deutsche sind auf diesem Gebiete einander gefolgt und haben je nach den vorherrschenden Grundformen als Ergebnisse ihres besonderen, auf die Natur angewandten Kunstgeschmacks verschiedene Gartenstile geschaffen.

Im Grunde lassen die letzteren jedoch nur zwei maßgebende Unterschiede hervortreten: nämlich den regelmäßigen oder geometrischen und den unregelmäßigen oder natürlichen Stil. Innerhalb des ersteren unterscheidet man, abgesehen von den Gartenanlagen der antiken Kulturvölker, die wir nur aus Abbildungen oder Beschreibungen kennen,



Altägyptische Gartenanlage

einen maurischen oder arabischen, einen römischen oder italienischen, einen französischen und einen holländischen Gartenstil; innerhalb der zweiten Gattung einen chinesischen und einen englischen. Später wurde dann, unter wesentlicher Mitwirkung deutscher Fachmänner und Liebhaber, eine Vereinigung des regelmäßigen mit dem unregelmäßigen Stil angestrebt, und daraus ist die neuere oder moderne Gartenkunst entstanden.

Das alte Aegypten ist es, welches auch hier den Reigen der Kulturländer eröffnet. Aus den Malereien und Basreliefs der altägyptischen Bauwerke können wir uns eine ziemlich genaue Vorstellung von den Gartenanlagen machen, welche sich an die Häuser der Reichen und Vornehmen schlossen oder die Tempel umgaben. Sie lassen eine Einförmigkeit erkennen, welche auf zwei Ursachen, eine moralische und eine physische, zurückzuführen ist: erstens auf die Neigung des ägyptischen Geistes, alles nach einem gewissen hieratischen Typus zu regeln, und zweitens auf die Gleichmäßigkeit des auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossenen Nilthales. Gewöhnlich war der Grundriß viereckig; Holzpalissaden schlossen den Garten ein, der von regelmäßigen Alleen durchschnitten wurde. Ueberall Reihen von bemalten Säulen, die oben durch daraufgelegte Hölzer verbunden waren; Sphinxe, Obelisken, Pylonen u. s. w. — kurz das Urbild des architektonischen Gartens.

Im asiatischen Orient sehen wir erstmals das Terrassenmotiv auftauchen, als dessen Typus wir die hängenden Gärten der sagenhaften Semiramis betrachten dürfen, die Strabo, Diodoros und Philo von Byzanz beschrieben haben. Auf alten assyrischen Monumenten sind die Gärten von Ninive dargestellt, in deren Mitte sich die Wohnstätten der Großen erhoben. Ein Basrelief im British Museum zu London veranschaulicht den Garten eines Königs: in der Mitte führt eine lange Allee zu einem



Antiker Garten im griechischen Archipel.

Altar; Kanäle durchschneiden das Gelände in regelmäßigen Zwischenräumen. Auf anderen Darstellungen aus derselben Zeit (1200 v. Chr.) sind auch Rebenpflanzungen zu sehen, überragt von Cypressen und Palmen; Grotten und Pavillons unterbrechen die durch Wasserkünste belebten Anlagen.

In Persien, dem wir eine große Anzahl unserer schönsten Zierblumen verdanken, bestand schon in den ältesten Zeiten eine ausgesprochene Vorliebe für Pflanzenkultur. Die mächtigsten Könige verschmähten es nicht, wie wir namentlich aus Xenophons Berichten wissen, selbst Pläne zu Gartenanlagen zu entwerfen und eigenhändig darin Bäume und Blumen zu pflanzen. Die riesigen Wildgehege der persischen Monarchen und Großen, welche die Griechen, als sie solche zu sehen bekamen, „Paradeisa" nannten, dienten ursprünglich bloß praktischen Zwecken, wurden aber später durch künstlerische Baumanordnung in Parke umgeschaffen. In ganz Kleinasien gab es eine Menge solcher „Paradiese", und jeder Satrap besaß mehrere davon. Das ausgedehnte Gelände eines solchen wurde von einem Wall oder einer Palissadierung eingehegt; lange Alleen durchschnitten es, geschmückt mit Pavillons und Fontänen, bewässert von rauschenden Quellen; auch zahlreiche Beete mit seltenen Blumen und Obstbäumen aller Art fehlten nicht. In den Schilderungen der altindischen Dichter spielen die Gärten eine große Rolle. Kalidasa zeigt uns Sakuntala mit ihren Gefährtinnen in den Bosketten einer Einsiedelei, wie sie die Sträucher und Blumen begießen; sie nennen die letzteren bei Namen wie geliebte Gespielen und atmen ihren Duft wie eine stumme Antwort ein.

Höchst anschaulich wird uns in der „Odyssee" der Garten beim Palaste des Alkinoos, Königs der Phäaken, beschrieben:

„Außer dem Hof erſtreckt ein Garten ſich, nahe der Pforte,
Eine Huf' ins Geviert, und rings umläuft ihn die Mauer.
Dort ſind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
Voll der ſaftigen Birne, der ſüßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rotgeſprenkelter Aepfel.“

Rebenpflanzungen mit ſchwellenden Trauben ſchließen ſich an und ſchönprangende Beete, und eine Quelle durchzieht in Schlangenwindungen den ganzen Garten.



Das Thor der Gerechtigkeit in der Alhambra.

Immerhin iſt es aber nur ein Nutzgarten, in den der Vater Homer uns ſchauen läßt; Kunſtgärten ſcheinen in Griechenland wie in Europa überhaupt erſt aufgekommen zu ſein, als von der Zeit Alexanders des Großen an ſich orientaliſche Einflüſſe geltend machten. Auch der Garten nahm damit an jener umwälzenden Bewegung teil, die in der geſamten damaligen Kunſt zu Tage tritt.

Vom Oſten empfing Europa den architektoniſchen Garten und mit ihm eine Fülle von bis dahin unbekannten Blumen

und Bäumen. Die herrlichsten Gärten jener Epoche entstanden auf den Inseln des griechischen Archipels, bei deren Anlage durch die unregelmäßige Gestaltung des Geländes auf diesen vulkanischen Eilanden und die immerwährenden Ausblicke auf das Meer jede ermüdende Gleichförmigkeit von vornherein ausgeschlossen war. Auch in Syrien ließ die Mischung des orientalischen Geschmacks mit dem hellenischen bei den reichen Städten der Seleukiden herrliche Gartenanlagen entstehen, durch die namentlich Antiochia berühmt war.

Zu den Römern gelangte die Gartenkunst von den Griechen und erreichte dort in der Kaiserzeit in Verbindung mit den Villen der Vornehmen eine hohe Blüte. Berühmt waren in Rom selbst vor allem die Park- und Gartenanlagen des Lucullus, Sallust, Hortensius, Pompejus, Cäsar, Mäcenas, sowie die der verschiedenen Kaiser, die sich gleich einem riesenhaften Kranzgewinde um den Osten und Norden der Siebenhügelstadt zogen. Was jene Anlagen im großen boten, wurde auch im kleinen vielfach nachgeahmt, und wir finden in jener Zeit auch schon allerlei Künsteleien und Schnörkeleien, die später eine so große Rolle spielen sollten. „Das in den kleinen Säulenhof des römischen oder pompejanischen Wohnhauses eingezwängte Gärtchen," berichtet Dr. A. Illg, „prangte mit verschnittenen Cypressen, Buchs- und Taxushecken, welche Bauformen, Vasen, Figuren und Tiere vorstellten. Statuen und Bassins durften nicht fehlen, und geometrisch mit Blumen gefüllte, oft sogar Namenszüge enthaltende Beete waren an der Tagesordnung. Des jüngeren Plinius berühmte Gärten von Tusculum und Laurentinum entsprechen diesem Charakter. Ein gewisser Matius unter Kaiser Augustus aber soll das Beschneiden der Bäume eingeführt haben. Auf den Landgütern des Römers, wo der praktische Gesichtspunkt ein Hauptwort mitzureden hatte, wechselte indes

eine ſolche künſtliche Anlage mit freieren Partien, welche zugleich dem Gemüſe-, Obſt- und Weinbau gewidmet waren und auch Wäldchen umſchloſſen, ja, es wird behauptet, daß Nero und Hadrian Parke von landſchaftlicher Anlage geſchaffen hätten. In den Fällen hingegen, wo die Steinarchitektur der Mittelpunkt des Ganzen war, wich das kunſtſinnige Auge der Alten von ſeinem Linienfluß auch in der Gartenanlage nicht ab."

Die Araber, deren Kultur vom 8. bis zum 14. Jahr-



Der Park von Chapultepek (Mexiko).

hundert ihre Blütezeit hatte, waren namentlich Meiſter darin, ihre Gartenanlagen durch Waſſer zu beleben. Noch heute nötigen die Ueberbleibſel mauriſcher Gartenkunſt in Granada jedem Beſucher die höchſte Bewunderung ab. In der Alhambra, deren eigentlichen Eingang das Thor der Gerechtigkeit bildet, iſt die Architektur überall von Garten- und Parkanlagen eingerahmt, in denen auf Schritt und Tritt das Waſſer als Fontäne oder Kaskade rieſelt. Faſt noch mehr haben die der Alhambra gegenüber liegenden Gärten des Generalife (ehemaliges Sommerluſtſchloß der Königinnen von Granada) den phantaſtiſchen Reiz des arabiſchen Geſchmacks bewahrt. Sie ſind terraſſen-

förmig angelegt und werden durch Mauern, Treppen oder Thore aus Bronzefiligran in kleinere Abteilungen geschieden. Tropische Blütenfülle haucht ihre betäubenden Düfte aus; Lorbeeren und Orangen, Granaten mit ihren Feuerblüten und Magnolien mit ihren weißen Blumenglocken überschatten die mosaikgepflasterten Wege, die um einige Zoll höher liegen als die Blumenbeete, damit letztere leichter bewässert werden können. In zahllosen Rinnsalen strömt das Wasser vom Berge herab, um in Rinnen von buntglänzenden Azulejos (Fayenceplatten) bis in die entferntesten Teile des Gartens geleitet zu werden.

Als die spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert nach Mexiko kamen, fanden sie auch dort Schlösser mit großartigen Park- und Gartenanlagen vor, welche die hochentwickelte Kultur der Azteken und Tezkukaner geschaffen hatte. Besonders beliebt war der Terrassenbau, wie man ihn noch jetzt in den Parkanlagen von Chapultepek antrifft. Diesen Namen trägt ein Porphyrhügel dicht bei Mexiko, der mit der Hauptstadt durch eine Cypressenallee in Verbindung steht. Seinen Gipfel krönte einst ein Palast Montezumas, an dessen Stelle seit 1785 ein Schloß der spanischen Vizekönige trat. Gegenwärtig dient das eine prachtvolle Aussicht bietende Gebäude als Nationalsternwarte. Am Fuß des Hügels und auf seinen Hängen ziehen sich prächtige Park- und Gartenanlagen hin, die vielleicht noch Ueberreste der sonst gänzlich verschwundenen altmexikanischen Gartenkunst enthalten.

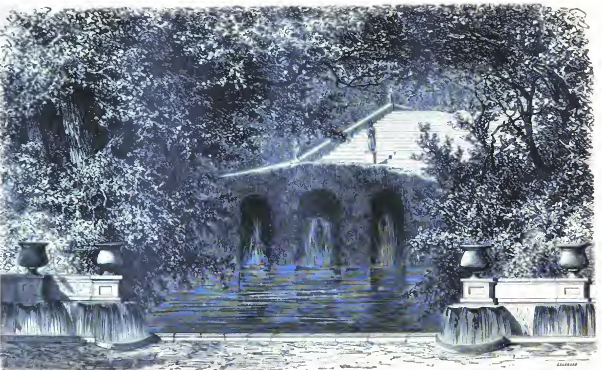
In Europa erhoben sich während der Zeit des Mittelalters in Italien als Nachahmungen der altrömischen Villen prächtige Landsitze mit Gärten von feenhafter Ausstattung. Die italienische Gärtnerei entwickelte die römischen und orientalischen Muster weiter fort und erreichte gegen Ende des Mittelalters ihre höchste Blüte. Das Wesen der Gärten der Renaissance, welche das Ziel verfolgte, die antike Kunst



Partie aus den Gärten der Villa Borghese in Rom.

zu neuem Leben zu erwecken, bestand darin, daß sie als architektonisches Beiwerk der Villen und Paläste betrachtet wurden. Meist waren es auch die Architekten, die neben dem Palastbau zugleich die Ausführung der Gartenanlagen übernahmen. Letztere standen daher im engsten Zusammenhange mit der Architektur; die Werke der Bildhauerkunst und die Wasserkünste traten hinzu, um ihren Reiz zu erhöhen; charakteristisch sind besonders die großartigen Treppen- und Terrassenbauten, die fast immer auch durch fließendes, im Springquell aufsteigendes oder in Kaskaden herniederrauschendes Wasser belebt werden; ferner künstliche Ruinen, Grotten u. s. w.

Als Beispiele solcher Renaissancegärten seien erwähnt: der Giardino di Boboli hinter dem Palazzo Pitti in Florenz, angelegt von Nic. Tribolo; dann die Anlagen bei der Villa d'Este in Rom, bei Frascati, und bei den Villen Borghese und Doria-Pamfili, gleichfalls in der Siebenhügelstadt. Die Anlagen der Villa Borghese bilden das Lieblingsziel der abendlichen Spazierfahrten der Römer wie der Fremden. Kardinal Scipio Borghese, der Neffe Pauls V., legte diese Besitzung an, deren Ankauf um 3½ Millionen Lire die römische Gemeindebehörde vor kurzem beschlossen hat. Dadurch sind nicht nur diese berühmten Anlagen dauernd der Gefahr entzogen, eines Tages der Bauspekulation zu verfallen, sondern es kann nunmehr auch die Ausführung des langgehegten Planes als gesichert gelten, die Villa Borghese mit dem Monte Pincio durch eine Fahrstraße zu verbinden. Damit würde dann für Spaziergänge und -fahrten ein so umfangreiches Gelände gewonnen sein, wie es kaum eine andere europäische Großstadt besitzt. Mit der Villa Borghese wetteifert die Villa Doria-Pamfili an Schönheit; sie ist neben jener der Lieblingsort der römischen Welt und der Fremden und wird auch Belrespiro genannt. Ihr Gründer war Fürst Camillo



Aus den Gartenanlagen der Villa Doria-Pamfili (Rom).

Pamfili, Neffe Innocenz' X.; Algardi entwarf die Pläne zum Garten wie zu dem Kasino, von dessen Loggia man einen entzückenden Blick über den ganzen herrlichen Park und die Sabiner und Albaner Berge bis zum Meere hin genießt.

Nach Art der italienischen Gärten wurden dann auch in Frankreich unter Franz I. und Heinrich IV. die Gartenanlagen bei den Schlössern zu St. Germain und Fontaine-



Der große Kanal im Park von Fontainebleau.

bleau ausgeführt. Letzteres Schloß, das seine Gründung Ludwig VII. verdanken soll, ließ Franz I. durch italienische und französische Künstler von Grund aus umgestalten, womit auch seine nächste Umgebung ähnliche Umänderungen erfuhr. Wie den Versailler Park, durchschneidet auch den zu Fontainebleau ein großer Kanal; wie im Versailler Park eine Galerie der Diana sich befindet, so ist auch im Park zu Fontainebleau ein Garten der Diana angelegt. Sehr hübsch ist der Fontänenhof, neben dem sich ein Teich mit riesigen Karpfen befindet. Auf der Insel in diesem Teich steht ein Pavillon, der dadurch eine gewisse Denkwürdigkeit erlangt hat, daß sich in ihm Peter der Große bei seinem Besuche des Schlosses ganz gewaltig betrank.

Diese Nachahmungen des italienischen Stiles dünkten jedoch dem „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. ohne die romantischen Umgebungen der römischen Gärten zu kleinlich und für seine riesigen Schloßbauten wenig passend. Für diese schuf André Le Nôtre einen neuen Stil, dem bei einer gewissen Steifheit und bei aller Unnatur doch ein Zug ins Einfache, Klare und ein großartig wirkender monumen-



Der Garten der Diana (Fontainebleau).

taler Charakter nicht abzusprechen ist, den namentlich seine Hauptschöpfung Versailles zeigt. Bei allen Schöpfungen in diesem französischen Stil beherrscht das Ganze der Palast, von dessen Höhe aus sich mit einem Blick der ganze künstliche Plan der Anlage überschauen läßt. Vorn der zugestutzte Ziergarten, weiter hinten Waldpark, bis zu dessen Beginne mächtige Terrassen hinabsteigen. Durch ihn hindurch zieht sich ein langer Kanal; geradlinige Straßen durchschneiden den Park, der vorn nach dem Parterre zu

durch Heckenwände oder Gitter abgeschlossen wird und dessen einzelne Abteilungen im Innern bald ein Labyrinth, ein Rondell, bald eine Grotte, ein Bassin oder dergleichen bergen. Ueberall Statuen und Fontänen; die Wasserkünste von Versailles übertrafen ja alles bis dahin Dagewesene und werden noch heute bewundert, wenn sie



Das Florabassin im Park zu Versailles.

spielen. Aehnliche Anlagen gelangten in Frankreich zur Ausführung in Meaux, Marly, zu Paris im Tuileriengarten, zu Clugny, Chantilly, St. Cloud, Meudon und Sceaux.

Wie aber die ausländischen Höfe sich beeiferten, den Prunk und das Zeremoniell von Versailles nachzuahmen, so wollte man auch den berühmten Schloßgarten kopieren, und Le Nôtre wurde daher mehrfach nach dem Auslande berufen, um dort Gärten in demselben Stile anzulegen. Von ihm rühren die Entwürfe zu den Parks von St. James

und Greenwich bei London her, und nach den von ihm aufgestellten Regeln sind unter anderen auch die Gärten von Schönbrunn bei Wien, von Sanssouci bei Potsdam, von Schwetzingen bei Mannheim, von Herrnhausen bei Hannover, von Nymphenburg und Schleißheim bei München und von Ludwigsburg bei Stuttgart ausgeführt worden.

Eine ins Bizarre übergegangene Spielart des französischen Stils waren die holländischen Gärten, in denen



Brücke in einem chinesischen Park.

Bäume und Sträuche mit der Schere nicht nur eine Zustutzung zu architektonischen Formen erdulden, sondern sogar Tier- und Menschenfiguren darstellen mußten. Hindurch schlängelten sich schmale Pfade in Spiralen, mit farbigen Glasscherben und Muscheln bestreut.

Von England ging die erste nachdrückliche Opposition gegen die bisherige Richtung aus. Dort hatte schon Lord Francis Bacon (1561—1626) die steifen Linien, geschorenen Bäume und geraden Kanäle, die übermäßige Verwendung von Figuren u. s. w. scharf getadelt und dagegen empfohlen, in den Gärten mehr die freie Natur

zur Darstellung zu bringen. Doch erst im 18. Jahrhundert verschafften Kent und nach ihm Repton dieser Richtung allgemeinen Eingang. Ihr Ausgangspunkt waren die schon lange auch in Europa durch die Berichte der Reisenden bekannt gewordenen chinesischen Gartenanlagen, deren freie landschaftliche Gestaltung einen schroffen Gegensatz zu dem italienischen und französischen Architekturgarten darstellte.



Chinesisches Parkthor.

Eigenartig, wie alles im „Reiche der Mitte", sind die Brücken in den Parks, die Thore, wie die Lusthäuser, Pagoden und so weiter. Auch auf Ceylon und auf Java findet man sehr bemerkenswerte Garten- und Parkanlagen. Anfangs glaubte man in England auch die den chinesischen Gärten eigentümliche übertriebene Anhäufung von künstlichen Felsen mit Wasserfällen, von Ruinen, Seen, kleinen Tempeln und so weiter nachahmen zu müssen, sowie die zahlreichen Windungen der Wege auf kleinem Raume. Der von diesen Auswüchsen gereinigte englische Gartenstil aber kennzeichnet sich durch Freiheit und Ungezwungenheit, vor-



Partie aus dem Park von Kew.

nehme Einfachheit und Ruhe. Bezeichnend ist die malerische Verwendung von Bäumen und Buschwerk, das Abwechseln von Blumenbeeten und grünen Flächen, die Anhöhen mit sanften Abhängen und hübschen Fernsichten, die silberhellen Teiche und langgestreckten Wegezüge.



Ein Garten auf Java.

Als mustergültig galten die von William Kent und Repton geschaffenen Anlagen in Carlton House, Claremont, Essex, Rousham, Croome und Fisherwick. Den von Kent begonnenen Park von Kew (an der Themse in der Grafschaft Surrey) vollendete Chambers und schmückte ihn mit Tempeln und Pavillons. Der dortige botanische Garten wurde im 18. Jahrhundert auf Kosten des damaligen Prinzen von Wales angelegt, ging aber 1840 in den Besitz der englischen Regierung über und wurde seitdem unter Leitung von W. J. Hookers zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges. In großartigen Gewächs- und Treibhäusern findet man dort die seltensten Pflanzen und Blumen aller Zonen vereinigt.

Der neue englische Gartenstil fand auch in Frankreich Beifall und Nachahmung, so zum Beispiel bei den Anlagen von Klein-Trianon zu Versailles; auf den gleichen Grund-

sätzen beruhen in deutschen Landen die Parks und Gärten von Wörlitz bei Dessau, Laxenburg bei Wien, Wilhelmshöhe bei Kassel, Charlottenburg bei Berlin, um nur einige der bekanntesten Beispiele anzuführen. Neue Führer gewann dann die von England ausgegangene freie Richtung in Deutschland an dem bayerischen Hofgärtner v. Sckell und dem Fürsten Pückler, dem Besitzer von Muskau.

Friedrich Ludwig v. Sckell (1750—1823) legte, nachdem er sieben Jahre in Frankreich und England gewesen war, 1789 in München den Englischen Garten an, in dem ihm auch ein Denkmal errichtet wurde. Ferner sind von ihm die Anlagen zu Schönbusch bei Aschaffenburg, Birkenau an der Bergstraße und Monbijou in der Pfalz. Als der hervorragendste Gartenkünstler der neueren Zeit muß Fürst Pückler-Muskau (1785—1871) bezeichnet werden, der in fünfunddreißigjähriger Arbeit seine Güter Muskau und Branitz zu Mustergärten des 19. Jahrhunderts gestaltete. Sein Schüler war Eduard Petzold (1815 bis 1891), der eine große Menge hervorragender Anlagen geschaffen hat und dessen Schriften das Alpha und Omega für die moderne Gartenkunst geworden sind. Nicht unerwähnt bleiben dürfen auch Peter Joseph Lenné (1789 bis 1866), der den Berliner Tiergarten in seiner heutigen Gestalt und die herrlichen Potsdamer Anlagen schuf, sowie sein Schüler Gustav Meyer (1816—1877), der Gartendirektor der Stadt Berlin, und der ausgezeichnete Pariser Ingenieur Alphand, der eigentliche Begründer der Gartenanlagen innerhalb der Großstädte.





Der Türkenveit.

Eine Geschichte aus dem Donaulande.

Von **Gustav Johannes Krauß.**

1.

Aus den mächtigen Waldungen des Hoheneggsteins kommt ein schmales Fahrsträßlein, das am Donaustrande nach dem Dörfchen Eggstein hinabführt. Auf dieser Straße zog im lässigen Feierabendschritt ein Trupp Waldarbeiter heimwärts. So schön rot das schräge Licht der Abendsonne um das altersgraue, zerklüftete Gemäuer oben auf dem Berge flackerte, so märchenprächtig es auf den breit hinrauschenden Wassern des majestätischen Stromes rann, gleich zerfließenden Rosen — die Augen in den wetterbraunen Gesichtern wandten sich weder hinauf noch hinab.

Die Leute hatten das alles viel zu oft gesehen, um es sonderlich zu beachten. Auch hatten sie den langen, heißen Tag über mit den Aexten und Sägen, die sie jetzt geschultert trugen, wie der Soldat sein Gewehr, so schwer gearbeitet, daß sie nunmehr an nichts anderes dachten als an die häuslichen oder auch wirtshäuslichen Genüsse des Abends.

Als sie aber jetzt an der armseligen Hütte vorüberkamen, die sich weit von den übrigen Häusern des Dorfes an den Wegrand hingekauert hatte, wie ein mürrischer Kamerad, der sich von seinen Genossen gern fern hält, lugten sie doch hinüber. Mancher that's mit abergläubischen Schauern, neugierig alle.

Richtig hockte da wieder das uralte „Manderl“, der Türkenveit, vor seiner Hausthür und guckte so starr nach dem Hoheneggstein hinauf, als wären seine hundertjährigen Augen scharf genug, auf diese Entfernung noch die Turmfalken zu erspähen, die um den verfallenen Burgturm da oben ihre Kreise zogen.

Einige von den Arbeitern rückten ihre Mützen und riefen dem schlohweißen, in sich zusammengesunkenen Männchen einen guten Abend zu. Der Veit aber antwortete nicht. Vielleicht war er wieder einmal so tief in seine wunderlichen Gedanken vergraben, daß er die freundlichen Grüße gar nicht hörte, vielleicht wollte er bloß nicht wieder grüßen.

Die Männer, deren Gruß unbeachtet blieb, zogen ein schiefes Gesicht, die anderen lachten. Sie hatten ja nicht an die Mütze gerührt und lieber an der Pfeifenspitze gesogen, als den Mund zu einem freundlichen Zuruf aufgethan. Sie waren die Klügeren gewesen und konnten sich also die Schadenfreude schon gönnen. Wieder andere, die es mit beiden Parteien nicht verderben wollten, ereiferten sich über die Unhöflichkeit des Türkenveit.

„Tirkenveit?“ fragte ein lang aufgeschossener Bursche, der aus Böhmen stammte. „Warum heißt e' denn su? Ise su alt, daß e' schon auf die Welt g'west, wie die Tirken sein's kummen?“

Ein paar von den Leuten lachten, einer der Grauköpfe unter ihnen aber antwortete belehrend:

„Dös natürli' nit, Böhm. Da müaßt 'r ja zwahundert

Jahr alt sei', d'r Türkenveit. Na, und so was giebt's do' gar nit, ka Spur nit, naa! — Aber hundert Jahr hat er af'n Buckel, ja, die hat 'r. Na, und warum s' 'n 'n Türkenveit hoaßen — ja du mein, wer kann's halt wissen? 'leicht weil er so alt is. Bei uns da hoaßen s' all's, was recht alt is, nach'n Türken. Od'r weil er gern von die Türkenzeiten red't, von denen ihm, wie er 'n kloans Bübel war, sei' Aehnl so viel verzählt hat. Od'r weil er so lang fort war in seine Mannjahr', daß er ganz guet bis zu die Türken hat abikummen können — waß m'r's denn?"

Die übrigen hörten diese Auseinandersetzung des Alten mit dem Respekt an, der seinen grauen Haaren und seiner Stellung als Vorarbeiter zukam, fuhren dann aber fort, zu erörtern, was sie am Türkenveit zumeist interessierte.

„Ob's wahr is, daß er so schreckbar viel Geld haben thut?"

„Koa Spur! Was er von der G'sellschaft kriegen thut, hat er. Weiter nix."

„Ah na... dös glaub' i nit, dös nit. Der is nit für umsunst so alt wor'n. Wann der oans braucht, hext er oans."

„G'wasch! Hexen wann er kunnt, der Türkenveit, wär' der Niederbauer scho' lang an d'r Auszehring g'storben. Gall' g'nua hat 'r auf eahm, der Alte."

Dieser Einwand hatte etwas für sich. Wenn der Türkenveit die geheimen Künste, die man ihm zuschrieb, verstanden hätte, wäre der Nieder gewiß schon längst dem Siechtum und sonstigen Uebeln erlegen, die einem mittels der Sympathie angethan werden können. Also war der „Alte am Hoheneggstein", wie Veit auch noch genannt wurde, wohl kein Hexenmeister.

Während die Leute diesen Gedanken erwogen, rief plötzlich die Stimme, die zuvor den Türkenveit beschuldigt

hatte, sich die Fünfguldennoten nach Bedarf in die Tasche zaubern zu können, in triumphierendem Tone: „Na, Manner, was moant's, geht's 'm Niederbauer leicht nit schlecht g'nua? Lang macht er's nimmer, so verganten s' eahm Haus und Hof."

Jetzt wurde der Redner aber ausgelacht. „Aber Hiesel! — Was schön Dumm's hast jetzt daherg'redt, du. — Daß m'r oan 's Fieber ang'hext hat, is scho' dag'wesen, und 's Viechsterben, und Hagelschlag aufs Feld, oder so. Aber d' Hypotheken aufs Haus, die kann koaner hexen. Da muß der Hauser scho' selb'r zum Doktor geh'n und zum Grundbuchamt, daß er dö 'naufkriegt. Und wann a Bauer zu die Trabrennen auf Wean einifahrt, wie der Rieder, und hernacher mit de Stadtherrn um groß's Geld karteln thut, aft braucht 'r koan Hexenmaster und koa Hex, daß er d' Hypotheken aufs Haus kriegt."

„'leicht kunnt der Rieder do' bald 'n Hexenmaster brauchen dazue. G'hören ja scho' die Rauchfäng' nimmer sei'. Gar aufs Storchennest, was auf sein' Stadel 'naufbaut is, is er scho' fünf Gulden schuldi'! Möcht' wissen, wer dem no' a Geld leihen thät'!"

Damit hatte sich das Gespräch endgültig vom Türkenveit abgewandt. Denn wenn unter den Eggsteinern die Rede einmal auf die seit einiger Zeit täglich offenkundiger werdende Notlage des größten Bauern auf drei Meilen in die Runde gekommen war, so ging sie von diesem über alles interessanten Gegenstand nicht so leicht wieder ab. —

Der Türkenveit auf seiner Bank an der Hüttenwand hatte indessen immerfort nach dem abendroten Berge hinaufgestarrt und dazu das ausgedorrte, von mindestens acht Tage alten, schneeweißen Bartstoppeln bestandene Kinn unheimlich rasch auf und ab bewegt, daß es aussah, als ob der im Schatten der ungeheuren Nase tief eingesunkene Mund etwas zerkaue. Ein abergläubisches Ge-

müt hätte bei diesem Anblick auch unter Schaudern meinen können, der Türkenveit, dem man ohnehin „so allerhand" nachsage, bete da gerade ein recht böses Wetter zusammen.

Es war aber weder ein Kauen noch ein Beten, was dieses uralte Kinn so rastlos auf und ab tanzen ließ, sondern ein halblautes Selbstgespräch, das der Alte in seltsamen, halb röchelnden, halb pfeifenden Tönen vor sich hin redete. Der Inhalt dieses Selbstgesprächs war freilich gruselig genug. Wie das wüste Gefasel eines Irrsinnigen klang's.

„Ja, ja, ja, ja, ja ... heut haben sie's wieder einmal! Heut fliegen s' wieder um den Turm wie nit g'scheit. Mauerfalken, sagen d' Leut', Mauerfalken, hihihihi! — Sein halt gar so viel g'scheit, die Leuteln von heuntingstags, ja, gar so viel g'scheit. — Von d' armen Seelen woll'n s' nix wissen, die koan' Ruh nit finden können, so lang 's Geld, was s' versteckt haben, nit ausg'raben is. — Ja, ja, ja, ja — d' Leut'! Kummt halt nit zu ihnen, 's blaue Lichtel, alle Nacht und wispert: „Erlös mi'! Erlös mi'!" — Aber i thu's nit, i. Hängt Blut dran, grauslich viel Blut. Erst die hundert vom Hoheneggstein und dann ... damals ... auf'm Wasser ... im Mon'schein — —!"

Er hielt erschreckt inne und wandte den häßlichen Kopf auf dem dürren Halse nach rechts und nach links, wobei er aussah wie ein struppiger, uralter, weiß gewordener Rabe.

„Pscht!" zischte er; „daß koaner nix hört! — Aber wie s' da droben wieder fliegen und jammern!"

Er spähte und horchte mit schräg gehaltenem Kopfe nach der Höhe. Es war viel zu weit bis zu dem alten Mauerturm, daß das schärfste Auge, das feinste Ohr die Falken, die wohl um diese Ruine flogen wie um andere Ruinen auch, von hier unten aus hätte kreisen sehen und

kreischen hören können. Der Türkenveit aber sah sie oder meinte sie wenigstens zu sehen, und er lauschte ihren mißtönigen Stimmen. . . . Auf einmal fuhr er aus der Horcherstellung empor. Die wasserblauen Augen unter den buschig überhängenden weißen Brauen schossen Blitze, seine braunen, knochigen Hände, die aussahen wie mit borkenartiger Haut bezogene Handskelette, ballten sich.

„Kimmt s' wieder da vorbei, die Sündenbrut?"

Vom Walde her rollte auf zwei hohen Rädern ein leichter Wagen heran, gezogen von einem wunderschönen glänzenden Rappen. Ein Renntraber war's, das sah man auf den ersten Blick an dem gleichmäßigen, langen Ausgreifen der federnden Beine. Wie aber kam der Mann auf dem Wägelchen, der trotz der feinen Kleidung, die er trug, den Bauern nicht verleugnen konnte, zu der kostspieligen Liebhaberei, ein solches Tier zu fahren?

Wie ein Blitz jagte das Gefährt an dem Alten vorbei. Ein paar Schlammklümpchen aus der Pfütze, die gerade vor der Hütte auf der Straße stand, flogen dem Türkenveit ins Gesicht, dann war der Wagen vorbei.

Der Alte wischte sich mit der Linken eines der Klümpchen, das sich ihm an die Braue gehängt hatte, aus dem Gesicht und schüttelte die rechte Faust drohend dem davonsausenden Wagen nach.

„Hund! Lump!" krächzte er mit vor Wut überschnappender Stimme, „wirst es noch billiger geben, du! Die Sünden der Väter sollen ja heimg'sucht wer'n bis ins vierte Glied . . . und deine eigenen noch dazu, das is ein schön's Packerl zum Abbüßen, ja. — Was fahrst denn gar so narrisch g'schwind, Riederbauer? Sein s' 'leicht scho' her hinter deiner, die vom G'richt, und du hast Angst, daß d' dei' Rapperl und 's Brieftaschel mit'm Spielgeld a no' hergeben mueßt?" Er lachte höhnisch auf. „Ja, wenn du wüßtest, was i waß, thät' dir passen, gelt

ja? — Könnt'st di' loseisen von alle deine Schulden, so viel als s' sein, und no' zehn solche Rösser kafen ..."

Er verfiel in ein erschöpftes Murmeln, dann schwieg er ganz und horchte und spähte wieder nach der Ruine hinauf.

„Alle hundert sein s' wieder da. Der Ulrich, der Georg, der Kuno ... und die andern alle. Der geistli' Herr Burgpfarrer is aa dabei. Nur der alte Ritter nit, der Peter v. Hoheneggstein, der is nit mit da droben. Der is da bei mir, der Peter, ja. Und wenn i's anrühr', hackt 'r mir d' Augen aus. Aber i rühr' nit dran, i nit." Er hob den wackelnden Kopf, spähte in die Runde und rief dann mit dünnen, sonderbar pfeifenden Tönen: „Peter! — Peeeter! — Peeeeeter!!"

Nach dem dritten Rufe raschelte es in dem Holunderbusch neben der Hütte. Auf den Alten kam ein sonderbares Geschöpf zugekollert, das man ob seiner unerhörten Art sich fortzubewegen zunächst für irgend ein Märchentier hätte halten können. Genaueres Hinsehen ließ einen gewöhnlichen Turmfalken erkennen. Dem Vogel hing die rechte Schwinge gelähmt hernieder. Da er beim Hüpfen mit der linken krampfhaft schlug, kamen die ruckweisen, in kleinen schiefen Bogen kollernden Sätze zu stande, die auf den ersten Blick einen so wunderlichen Eindruck machten.

„Peterl!" lockte der alte Mann und hielt dem Vogel den Arm hin. Das Tier sträubte die Kopffedern, lugte tückisch aus den runden Vogelaugen und schien bedeutend mehr Lust zu haben, den Schnabel in die runzlige Knochenhand zu hacken, als den so freundlich angebotenen Sitz auf dem Rockärmel einzunehmen. Endlich aber folgte es der Einladung doch und hüpfte auf den Arm des Türkenveit.

Der humpelte nun murmelnd und kichernd in die Thür der Hütte. Den Arm hielt er dabei wagerecht von sich

gestreckt, denn Peterl hatte die freundliche Gewohnheit, hie und da einen Schnabelhieb nach dem Gesicht seines Beschützers zu führen, wenn ihm dieses erreichbar nahe kam.

Aus dem Zimmer, dessen Thür der Alte nun aufstieß, quoll ein scheußlicher Geruch, aber der Türkenveit merkte offenbar gar nicht, wie verdorben die Luft in seinem Wohnraum war. Er stapfte in der tiefen Dämmerung, die das niedrige, verräucherte Gemach erfüllte, schnurgerade auf die Sitzstange des Falken zu, die an der Wand neben dem kleinen Fenster angebracht war, und ließ Peterl auf diese hinübersteigen. Dann zündete er die kleine Petroleumlampe an, die sofort sich schwelend bemühte, ihr berußtes Glas noch mehr zu schwärzen.

Im Scheine dieses Lichtes holte sich der Türkenveit, der sich übrigens trotz des beinahe wagerecht nach vorn gebeugten Rückens erstaunlich rasch hin und her bewegte, aus der Tischlade ein angeschnittenes Brot, einen altersgrauen, vor Trockenheit zerbröckelnden Käse und ein Messer hervor und hielt nun seine Abendmahlzeit. Während er mit beängstigender Beweglichkeit des Unterkiefers kaute, sah er starr ins Licht und nickte und wackelte mit dem Kopfe, als hielte er mit dem trübseligen Flämmchen eine stumme Zwiesprache.

Als fertig gegessen war, wanderten Brot und Käse wieder in die Tischlade, und der Alte humpelte auf einen ziemlich großen Sack zu, der an der Wand hing. In den griff er und brachte eine Handvoll Wurstreste, Käserinden und ähnliches hervor, das er unter den Tisch und unter den Schrank streute, wie ein Säemann das Saatkorn streut. Dabei nickte er dem Falken, der, in das Licht blinzelnd, auf seiner Stange saß, freundlich zu.

„Daß d' moring *) halt 'n Frühstück haben thust, Peterl.“

*) Morgen.

Peterl trat von einem Ständer auf den anderen und knurrte irgend etwas Unfreundliches. Der Alte aber schleppte aus der Küche drei mäßig große Töpfe herein, deren einem er drei Hölzchen entnahm. An jedem war ein Stückchen ranzigen Specks mit Bindfaden befestigt. Zur Erde niedergekauert, baute der Greis nun mit den Töpfen und Hölzchen sehr geschickt drei Mausefallen auf: die eine unter dem Tisch, die zweite neben dem Schranke, die dritte im Winkel hinter dem ungeheuren Kachelofen.

„Uff!! — 's Niederbucken gang scho' no', wann nur 's Aufsteh'n nit gar so schwar sei' thät'."

Endlich stand er doch auf den Beinen. Er schöpfte einen Augenblick Atem, stützte sich recht kräftig auf den Handstock und wartete, bis seine Kniee aufhörten zu wanken. Dann rutschte er auf den Wandkalender zu, der an der Hinterwand der Stube neben dem ungeordneten Hundelager aus altem Stroh und Lumpen, das der Türkenveit sein Bett nannte, festgenagelt war. Zur Seite des Blattes baumelte an einer Hanfschnur ein Endchen Bleistift. Danach tappte der Alte, feuchtete die Spitze auf der Unterlippe an und zog einen dicken Strich durch den vollendeten Tag. Es war der erste Juni. Veit rieb sich, das Mumiengesicht zu einer sonderbaren Art lautlosen Lachens verzerrend, die Knochenhände.

„Hihihihi . . . der erschte Juni! Die Versicherung mueß wieder zahlen. Wer'n si' schön giften, die Herrn drin in Wean . . ."

Er rechnete eine Weile, die Lippen lautlos bewegend, an den Fingern, dann schlug er die Hände entzückt zusammen und lachte wieder, aber diesmal laut und meckernd.

„Na, das is guet! — Is wahrhafti' guet, dös! — Jetzt hab'n s' mir mit dem Mal mein' Tausender, was i einzahlt hab', grad sechsmal außerzahlt. — Mueß do'

glei' zum Pfarrer geh'n, daß er mir 's Lebenszeugnis schreiben thut. — Glei' mueß i geh'n."

Bis er seinen Hut fand, dauerte es eine Weile. Endlich entdeckte er ihn neben dem Bette auf der Erde. Er raffte ihn auf, stülpte ihn, ohne ihn erst von dem anhaftenden Kehricht zu reinigen, auf den Schädel, blies das Lämpchen aus, das sich dafür durch eine mächtige Wolke fettig-brenzligen Dampfes, mit der es das Zimmer erfüllte, rächte, und stapfte dann zur Thür hinaus. Sein Haus ließ er unversperrt. Vor unberufenen Eindringlingen schützte es ja die abergläubische Angst, die alles ringsum vor den beiden Einwohnern der Hütte hegte.

Der Weg ins Dorf hinein war nicht allzu kurz, aber der Hundertjährige ging einen tüchtigen Schritt, der freilich nicht wenig an die Bewegungsart seines Stubenvogels gemahnte. Der Gang des Türkenveit war ein kurioses Gemisch von Trippeln, Vorwärtsfallen und Rutschen. Unheimlich genug sah das aus, aber es förderte, und der Greis brauchte kaum mehr Zeit für die Strecke als zuvor die rüstigen Holzarbeiter. Als der Alte in die finstere Dorfstraße, in die nur die Fenster rechts und links rote Lichtzungen hinausreckten, einbog, schlugen alle Hunde an; erst die in dem Gehöft, an dem er gerade vorbeiging, einen Augenblick später fielen die der Nachbarn antwortend ein, und bald hörte man es ganz weit unten verhallend nachkläffen. Das Hundegebell störte den Türkenveit nicht; selbst wenn aus einem Hofthor ein Köter auf die Straße herausgeschossen kam und den Wanderer bellend umkreiste, fuchtelte er nur so oberflächlich mit dem Stocke nach ihm hin. Kam aber ein Mensch die Straße herauf, so blieb der Alte stehen und drückte sich an eine Hauswand, um erst wieder weiterzugehen, wenn der andere vorbei war.

So gelangte er endlich an den stattlichen Pfarrhof,

schmiegte sich in die Thürnische und klingelte. Die alte Wirtschafterin des geistlichen Herrn öffnete ihm.

„Herrjesus!“ rief das runde Weiblein, „der Türkenv— der Schallngruber! — Na, kommt nur herein, der Herr Pfarrer is noch auf. Aber immer so spät!“

Veit Schallngruber zerkaute ein unverständliches Gemurmel, das offenbar als Antwort auf die redefertige Begrüßung gemeint war, zwischen den zahnlosen Kiefern und trat eilig ein. Er drückte die Hausthür hinter sich behend ins Schloß und stand nun vor der alten Frau, im hellen Lichte der Küchenlampe, die die Wirtschafterin in der Hand hielt, blinzelnd wie eine weißgefiederte Eule, den schmierigen Hut in der Hand. Er sah so unheimlich aus, daß ihn Frau Isabella — auf diesen wohlklingenden Namen hörte die Dame — sofort in das Studierzimmer des Herrn Pfarrers schob, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, die darin bestand, die Leute, die in Geschäften zu dem hochwürdigen Hausherrn kamen, erst zu längerem Gespräche im Hausflur festzuhalten.

Beim Eintritt des Besuches hob der Herr Pfarrer, auch schon ein weißhaariger Mann von wenigstens siebzig Jahren, den Kopf von dem Buche, in dem er beim Scheine der Studierlampe gelesen hatte, nahm den Zwicker von der mageren Nase und erkannte nun, wer ihn da noch beehrte.

„Ah, der Schallngruber! — Na, wie geht's? Kommt gewiß um das Lebenszeugnis, weil heut der erste Juni war? Sonst findet Ihr ja den Weg zu Eurem alten Pfarrer nicht. — Na, nur her mit den Papieren. Nehmt Euch doch einen Sessel.“

Der Türkenveit ließ sich auf dem Stuhle, den ihm der Pfarrer heranrückte, umständlich nieder, klemmte den Hut zwischen die Kniee und begann in den Taschen seines Rockes nach den Papieren zu kramen; da es ihm schicklich

dünkte, die Pause durch eine höfliche Rede auszufüllen, sagte er dabei in mühsamem Hochdeutsch: „Ja, ja — um ein Lebenszeugnis thät' ich halt recht schön bitten, Hochwürden Herr Pfarrer!"

Als das letzte Wort des möglichst langsam gesprochenen Satzes heraus war, hatte der Alte die gesuchten Papiere auch gefunden und reichte sie nun dem Pfarrer hin. Der besah sie, wandte sich dann zu seinem Schreibpult zurück, griff nach der Feder und bestätigte auf einem der Formulare von Pfarramts wegen, daß der hiesige Einwohner Veit Schallngruber, geboren zu Holling am 2. Juli 1792, Inhaber der Rentenversicherungspolice Nr. 370, am Abend des 1. Juni 1892 noch am Leben gewesen sei. Dann fertigte er eine Quittung aus, mit der Veit Schallngruber der Versicherungsanstalt in Wien bestätigte, den Betrag von zweihundert Gulden als dreißigste Jahresrente richtig erhalten zu haben.

Während der alte Herr an dieser Quittung schrieb, hörte er hinter sich einen sonderbaren prustenden Ton. Er wandte den Kopf zurück und rief, als er einen Blick auf den Türkenveit geworfen hatte, in ehrlichem Erstaunen: „Nein — so was! Der Schallngruber lacht!"

„Herr Pfarrer," meinte der Besuch, wie um sich zu entschuldigen, „Herr Pfarrer, heut hab' ich's mir ausgerechnet, mit die zweihundert Gulden haben s' mir mein' Tausender grad sechsmal außerzahlt."

Der Pfarrer sah einen Moment kopfrechnend vor sich hin, dann nickte er bestätigend. „Stimmt. Da hab' ich Euch also nicht schlecht geraten damals, als ich Euch überredete, Euch einzukaufen, was?"

Das verschrumpfte Eulengesicht des Türkenveit verzog sich. Es paßte dem Alten offenbar nicht recht, sich da so plötzlich einer Dankespflicht gegenüber zu sehen. Vorsichtig die einzelnen Worte abwägend, sagte er: „Ja, ja —

ich küss' auch brav d' Hand dafür, Herr Pfarrer. Sie waren damals freilich — entschuldigen schon, Herr Pfarrer! — ein blutjung's Bürscherl, kaum vierzig, und ich hab' schon mein' Siebziger af'n Buckel g'habt. Wär' ich ein paar Täg' drauf g'sturben, wär' der schöne Tausender hin g'west . . ."

„Das konnte Euch doch gleich sein," warf der Pfarrer ein. „Ihr wart ein alter Mann, ohne Kind und Kegel."

„Freilich, freilich," bestätigte der Alte beschwichtigend. Um von dem Thema möglichst rasch abzuschwenken, fuhr er grinsend fort: „Die werden sich aber giften bei der Versicherung, nit, Herr Pfarrer?"

„Keine Spur," antwortete der Geistliche; „freuen werden sie sich, wenn Sie noch zwanzig Jahre lang leben, Schallngruber. Du lieber Gott, was einer so großen Gesellschaft an zweihundert Gulden jährlich liegt! Und mit dem Beispiel, das Ihr gebt, wie lang einer so eine Rente beziehen kann, werben ihre Agenten andere Kunden an."

Der Ausdruck der Freude in dem uralten Bauerngesicht erlosch plötzlich und machte einer grämlichen Miene Platz. Der Türkenveit fand offenbar keinen Gefallen daran, daß sein langes Leben die Herren in Wien nicht ärgere, sondern gar freuen sollte.

Der geistliche Herr sah mit mißbilligendem Kopfschütteln auf so viel Bosheit und Verhärtung des Gemüts. Dann sagte er vorsichtig: „Wenn Ihr aber schon zugebt, daß ich Euch damals in weltlichen Dingen gut g'raten hab', Schallngruber, so solltet Ihr doch in den geistlichen Sachen mehr auf mich hören, die ja meines Amtes sind. Ihr werdet nun bald hundert Jahre alt, da wär's doch die höchste Zeit, an Eure ewige Seligkeit zu denken. Ihr kommt aber so selten in die Kirche, und bei der heiligen Beicht' hab' ich Euch überhaupt noch nit g'sehen "

Der Greis schüttelte abwehrend den Kopf. „I kann nit, Hochwürden Herr Pfarrer," greinte er. „Können Sie's machen, daß die Buben nit herrennen hinter meiner und pfeifen und Steiner schmeißen?"

„Das kann ich freilich nicht. Ich kann sie nur von der Kanzel herab verwarnen und sie in der Schule strafen lassen . . ."

„Und dann thoan sie's doch," fiel ihm der Türkenveit in die Rede. „Und mit der heiligen Beicht' is's auch so eine Sach', Hochwürden Herr Pfarrer. Sie sein z' jung für mi', Sie haben no' z' weng erlebt in der Welt, Sie glauben ja nit einmal an die armen Seelen, daß s' umgeh'n thun . . ."

„Wollt Ihr mir wieder mit Euren blauen Lichteln kommen?" brauste der Pfarrer ein wenig ungeduldig auf. „Wie oft soll ich Euch sagen, daß das Unsinn ist, daß es so was nicht giebt?"

Der Türkenveit zog die buschigen Augenbrauen hoch, spitzte den welken Mund und saß da wie der leibhaftige Bote einer anderen Welt. „Giebt's, Herr Pfarrer!" raunte er. „Heut nacht erst is wieder eins in meiner Stuben g'hüpft, ganz blau und blaß, und auf mein Bettrand is 's nieder'g'sessen. Dasmal war ein jung's Weiberl drin in dem kalten blauen Licht; anzogen war's wie eine Rittersfrau und hat immer fort 'pispert und g'jammert: Komm mit! Erlös mi'! — Erlös mi'! Kumm mit! . . ."

„Habt Ihr Euch alles nur eingebildet," sagte der Pfarrer ärgerlich.

„Seh'n S', Hochwürden," sagte der Türkenveit mit scheinbarer Trauer, hinter der sich aber irgend eine boshafte Freude zu verbergen schien, „dadrum kann ich zu Ihnen nit in d' heilige Beicht' kummen. Sie glauben ja an nix. Wenn ich Ihnen beichten thät', möchten S' immer sagen, ich bild' mir das alles nur ein."

Mit einem ärgerlichen Achselzucken wandte sich der Seelsorger von dem alten Starrkopf ab und ordnete die ausgefertigten Papiere auf dem Schreibtisch. „Die Quittung müßt Ihr unterzeichnen, Schallngruber."

Das war nun ein schweres Stück Arbeit für die hundertjährigen Finger, aber es ging doch. Während der Alte mühsam und zitternd seinen Namen auf das Papier malte, fragte der Pfarrer:

„Ihr seid doch einverstanden, daß ich das Geld wieder an die Gemeinde schicken lass', die Euch dann Euer Wochengeld davon giebt?"

„Freili', freili', thät' gar schön bitten drum!" grinste der Alte. „Wenn ich das viele Geld im Haus hätt', thäten's die Spitzbuben bald ausg'spürt haben, und dann wär's auf einmal weg."

„Wird besorgt werden. Und nun geht mit Gott, Schallngruber."

Der geistliche Herr war sichtlich mißgelaunt und wünschte den Besuch offenbar beendet zu sehen. Türkenveit merkte es ganz wohl, schien aber noch etwas auf dem Herzen zu haben. Er wand und krümmte sich auf seinem Stuhl, blieb aber sitzen.

„Wollt Ihr noch etwas?" fragte ihn endlich der Pfarrer.

„Ich thät' halt gern wissen — komm' ja mit kein' Menschen mehr z'samm' — wenn S' mir halt sagen thäten, Hochwürden Herr Pfarrer, wie's mit'm Riederbauern steht."

Der Pfarrer sah den Alten unwillig an und sagte scharf: „Wie Euch der Haß wieder aus den Augen sprüht! Ihr seid ein unchristlicher alter Mann, Schallngruber. — Und die Leute haben Euch doch gar nichts gethan."

„Aber, aber, Hochwürden Herr Pfarrer! Da thoan S' mir aber Unrecht, meiner Seel', Herr Pfarrer. Warum

sollt denn ich ein' Haß haben auf die Riederleut'? Haben mir wirli' nix 'than. Im Gegenteil! Mir kommt's manchmal so vor, als wär' ich der Aehnl-Onkel von der ganzen Bag— ... der ganzen Gesellschaft. Sie wissen ja, Hochwürden Herr Pfarrer, daß mei' Bruder Wastel, der vor fünfundsiebzig Jahr' so elendig in der Donau ersoffen is, versprochen is g'wesen mit der Himmelbauern Anna, die dann 'n alten Rieder g'heirat' hat, den Großvater vom heutigen Riederbauern und 'n Urgroßvater von der Rosel."

Der Pfarrer sah ein wenig zweifelhaft in das verschrumpfte Gesicht des Türkenveit. Aber ebensogut hätte er von einem Stück rissiger, zerklüfteter Baumrinde etwas ablesen können als von diesem uralten Gesicht, in dem sich die Augen unter den breit vorfallenden Lidern verbargen, und der zahnlose Mund so tief eingesunken war, daß er aussah wie ein kreisrundes, faltig zusammengezogenes Löchlein. Eigentlich wollte er dem schadenfrohen Alten, der besonders auf die Familie Rieder einen unbegreiflichen Haß geworfen zu haben schien, die Freude nicht machen, ihm zu erzählen, wie übel es um jenes Haus stand. Aber der gutmütige Herr war schon in jenen Jahren, in denen es dem Menschen schwer wird, etwas, was ihm nahe geht, zu verschweigen. Und die Riederschen Angelegenheiten gingen dem Herrn Pfarrer sehr nahe. So begann er denn zu erzählen, erst langsam und zögernd, dann mit immer wachsendem Eifer.

„Schlecht steht's da, mein lieber Schallngruber. Herzlich schlecht. Und wenn das wahr ist, was ich g'hört hab', dann is's bald ganz und gar vorbei. Die gräfliche Vermögensverwaltung soll dem Rieder die Hypothek künden wollen. Die bringt er dann nimmer an, und das Anwesen, 's schönste weit und breit, kommt unter'n Hammer. Ein rechtes Elend und Herzeleid, so was!"

Der Türkenveit hatte dem geistlichen Herrn die Worte

förmlich von den Lippen gelesen. Jetzt wackelte er bestätigend mit dem Kopfe: „Halt ja, halt ja, ein Jammer, daß so Leut' nit besser wirtschaften thun."

„Der Jetzige kann nit einmal so viel dafür," warf der Pfarrer in eifriger Abwehr des Vorwurfs ein. „Der hat den Hof ja schon ordentlich verschuldet übernommen. Und daß er dann dem Halsabschneider, dem Fuchs, in die Händ' g'fallen is, du mein Gott, das war halt sein Unglück."

„Freilich is schon der vorige Rieder ein Nixnutz g'wesen," krächzte Schallngruber; „immer hinter die Weibsleut' her, Kugel g'schoben auf der Bahn, den Kegel um 'n Gulden, und erst die Jagerei! Die richt' ein' Bauern, der sich einlaßt mit ihr, allemal z' Grund. Aber das war halt deswegen, weil seine Mutter, meinem Bruder seine Braut, Gott geb' ihnen all zweien die ewige Ruh', nachher den Knecht von ihrem Vater g'heirat' hat. Wie das damals nur kommen sein mag, daß s' den Kerl g'nommen hat, d' Anna? Ja, ja, ja — die Sünden der Eltern werd'n an den Kindern heimg'sucht bis ins vierte Glied."

Wenn der leibhaftige Gottseibeiuns den Versuch unternommen hätte, in die Studierstube des Pfarrers zu dringen, sich in den bequemen Rohrarmstuhl des hochwürdigen Herrn zu setzen und ihn mit salbungsvollen Redensarten zu verhöhnen, in denen sich die ganze höllische Schadenfreude des unlauteren Geistes verbarg, er hätte ungefähr so ausgesehen wie der alte Türkenveit, und seine widrige, meckernde Stimme ungefähr so geklungen. Der Pfarrer fühlte das auch und schalt sich im stillen tüchtig aus, daß er nun doch von der Notlage des Rieder geredet hatte. Nun konnte der widerliche alte Mensch da seine ekelhafte Freude kaum verbergen. Der würdige Herr, der sonst keiner Fliege etwas zu leide thun konnte, entledigte sich in seinem Grimm in beinahe unhöflicher Weise des Be-

suchers, der nicht übel Lust zu haben schien, noch sitzen zu bleiben und unter der Maske der Teilnahme für den Bedrängten, der ja bei ordentlichem Verlauf der Dinge sein Großneffe hätte sein müssen, behaglich weiter zu lästern.

Der Türkenveit hatte sich kaum mit einem demütigen „Küß d' Hand, Hochwürden Herr Pfarrer!" zur einen Thür des Studierzimmers hinausgeschoben, als sich auch schon die andere aufthat, und der Graukopf Frau Isabellas neugierig hereinlugte.

„Na, wie war's heut mit ihm, Herr Pfarrer?"

Der Pfarrer schüttelte bedenklich den Kopf. „Immer derselbe verstockte alte Sünder. Und immer der gleiche Faselhans."

„Hat er wieder von den blauen Lichteln g'redt?" fragte die Wirtschafterin. Ihrer Stimme hörte man's deutlich an, wie wohlig es sie gruselte bei der Frage.

„Natürlich," antwortete der geistliche Herr ärgerlich. „Genau dieselbe Geschichte war's wie immer. Und das seltsamste an der Sache ist für mich, daß ich absolut zu keiner festen Ansicht kommen kann, ob der Alte an die Geschichten selber glaubt oder ob er sie nur mir vorredet. Bald scheint mir's so, bald so. Ich darf mir doch sonst einbilden, einige Menschenkenntnis zu besitzen. Da ist es dann eine peinliche Beschämung, solchen alten Burschen über dreißig Jahre lang unter den Augen zu haben und immer noch nicht zu wissen, ob man's mit einem wirklichen Narren zu thun hat oder mit einem argen Sünder, der etwas ganz Böses auf dem Kerbholz hat und sich hinter dem Anschein der Narrheit verschanzt, um sich nicht in die Karten sehen zu lassen." —

Während sich die beiden alten Leute so über den Türkenveit die Köpfe zerbrachen, war der schon ziemlich weit weg vom Pfarrhofe. Aber nicht nach seiner Hütte am Waldsträßlein hatte er sich gewandt, sondern nach dem

anderen Ende des Dorfes, wo der stattliche Riederhof lag. In dem ansehnlichen einstöckigen Gebäude waren schon alle Fenster dunkel bis auf eines im ersten Stock. Hinter dem warf ein Licht seinen freundlichen Schein auf die herabgelassene weiße Gardine, über die sich manchmal ein Schatten hinbewegte. Den Umrissen dieses Schattens nach war's ein junges Mädchen, das da oben noch auf und ab ging, weil Jubel oder Trauer das junge Herz nicht zur Ruhe kommen ließen.

Der Alte stand, gedeckt vom tiefen Schatten eines breitwipfligen Nußbaumes, am Zaune des dem Riederhof gegenüber liegenden Anwesens, starrte nach dem hellen Fenster hinauf und redete dazu aufgeregt mit sich selbst. Bald schloß er bei diesem Selbstgespräch die Hand zur Faust und schüttelte sie haßerfüllt nach dem Hause hinüber, bald fuhr er sich wieder mit zitternden Fingern über die Stirne und durch das dünne weiße Haar.

„Sündenbrut! — Mit euch is's bald aus und gar. Und ich derleb's no'. Herrgott im Himmel droben, i dank' dir, daß d' mi' das hast derleben lassen, wie das Volk vom Hof herunterg'jagt wird, auf dem's so breit g'sessen is — — hihihihi, wenn d' Jungfer Anna mit'm Bündel und mit'n Steckerl fortgeh'n muß ... Aber d' Leut' sagen ja Rosel zu ihr — — ah was, die Leut'! Sie is do' die Anna, die wieder herauf hat müssen aus'm Fegfeuer, ihre Sünden abbüßen. — Wenn wegen so einer ein Bruder den andern in d' Donau wirft — — wie's da unten rauscht und rinnt im Mon'schein ... und die Fisch' recken die Köpf' mit die glasernen Augen und sperren die Mäuler auf und schnappen. Hihihi ... heunt giebt's was, ja, heunt giebt's was! — Nur z'weni' is's, z' weni'! Nur von dem ein'n. Die andere mußt ich ihm ja nachwerfen, hat ja immer so fest zu ihm g'halten. Aber die liegt z' Haus im reichen Himmelbauernhof und

schlaft unter die Federn. Was liegt ihr dran, wenn ihrer wegen ein armer Bub' den andern umbringt, gar sein' leibeigenen Bruder? Nimmt s' halt einen dritten. — Bei der Hand is er ja, Knecht auf ihr'm Vatershof. Und er nimmt s', die schlechte Dirn. Er graust si' nit. O du mein, wär' no' schöner, wenn's ein'n armen Knecht grausen thät' vor einer Großbauerntochter. — Aber siehst, Dirnderl, er hat dir do' kein Glück bracht. So hast wieder 'runter müssen vom Himmi oder 'rauf aus der Höll', daß d' di' kannst ausjagen lassen aus dein'm Vaterhaus und mit'n Bettelstecken davon geh'n. — Gelt, Annerl, das hast dir nit denkt, daß wir uns no' einmal seg'n? Aber lang is's her seit'n letzten Mal, mei' Dirnderl, du mein süß's, herzig's. — Du mein Schatzerl, mein rotblühets Roserl ... so lang is's her! — Ein ganz alter Kracher bin ich wor'n derweil, ein Kinderschrecker ... Aber schau, Annerl, wenn d' mi' halt do' gern haben kunnt'st ... schau, da wär'n wir erlöst all zwei ... und die armen Seelen auch, die immer im blauen Lichtel zu mir kommen. ... Annerl! ... Mei' Annerl!!"

Seine Stimme, die erst so heiser und haßerfüllt geklungen hatte, war zu einem wunderlichen Girren und Glucksen geworden, das schauerlich-komisch klang. Jetzt brach sie sich gar in einem jähen und trockenen Aufschluchzen.

Da fuhr der Nachtwind in die Krone des Nußbaumes, daß seine Blätter zu rauschen und zu sausen anfingen wie tausend geschwätzige Zungen, und die Aeste sich knackend beugten. Aus der Ferne klang ein dumpfer, knarrender Ton. Der Nachtwächter tutete die Stunde aus.

Die wehende Kühle ließ den Alten unter dem Baum zusammenschauern, das Rauschen und Rascheln, das Knarren und Aechzen, vor allem aber der Hornton weckte ihn aus seinem sonderbaren Zustand. An den Stamm des Baumes

geduckt, spähte er scheu und ärgerlich nach rechts und links die schweigende Dorfstraße entlang.

„Na, na," greinte er zu sich selbst, „was für ein alter Tapp als ich bin. Steh' ich schon wieder da in der stockdüstern Nacht. — Wenn mi' jetzt oaner da siecht und moring geben d' Küh' im Dorf weniger Milli oder ein Stückel Vieh wird krank, glei' wer'n d' alten Weiber wieder sagen, der Türkenveit hätt's verhext. — Schau, daß d' hoam kimmst, alter Esel!"

In seinem kuriosen Schritt huschte er, immer an die Häuser und Zäune gedrückt, die Straße hinauf. Wer ihn so gesehen hätte, hätte nicht gerade ein altes Weib zu sein brauchen, um beim Anblick dieses unheimlichen Wesens, das verkrümmt und verhutzelt wie ein Zwerg der Unterwelt, mit glühenden Augen und wehenden weißen Haarsträhnen durch die Finsternis dahinglitt, an einen bösen Nachtkobold zu denken. Dazu grinste das Gespenst. Der Alte dachte nämlich an den Pfarrer, dessen Angriff auf seine verschanzte Stellung er wieder einmal glücklich abgeschlagen hatte.

„Natürli' — beichten wer' i geh'n! — Könnt' mir einfallen, so was! Lossprechen kann er mi' do' nit. Müßt erst an 'n Bischof schreiben oder gar an 'n Papst in Rom, und dann thät's hoaßen, der Brudermörder soll erst losg'sprochen wer'n, wenn er sich der weltlichen Gerechtigkeit ausliefert. Und mein Schatz, von dem thät' i ja reden müssen, den nehmet dann der Kaiser für seine Soldaten. Da könnt's aber lang warten! So dumm is der Schallngruber nit! — Siebzig Jahr' lang hab' i die Sach' g'hüt', wie der Lindwurm im Berg auf sein' Goldschätz' liegt, und hab' nix nit g'habt davon — nit ang'rührt hab' i's — soll's liegen bleiben da unt' auch nach mein' Hinsterben. — Und lossprechen muß er mi' do'... bei der letzten Oelung, hihihi! Da giebt's kein

lang's Fragen und Umzerren zum Bischof und zum Papst, wenn der arme Sünder zum Erlöschen is, da heißt's: Absolvo te. Amen! — Und i sag' eahm nur mei' große Sünd', von dem Gold und Silber red' i nix. — Was geht's mi' an? Eingraben hab' i's nit, ausgraben aa nit . . ."

Diese Gedankengänge kaute er immer und immer wieder mit wackelndem Kinn und pfiffigem Grinsen durch, sich manchmal mit einem heiseren, meckernden Auflachen unterbrechend. Er lag längst schon auf seinem Lumpenlager, focht noch mit den mageren Händen in der Luft und kicherte in die Finsternis seines Stübchens, daß der Peter auf seiner Stange unruhig wurde.

Dann schwieg der Alte auf einmal. Er horchte auf das unermüdliche Getrappel zahlloser winziger Füßchen, das über den Boden hinfegte, auf das leise Piepsen und Pfeifen in den Ecken.

„Heut tappsen s' wieder einmal ordentlich," murmelte er entzückt. „Der Peterl wird morgen ein gut's Frühstück haben."

Klapp! klang es dumpf aus der Ecke hinter dem Ofen. Ein verzweifeltes, durchdringendes Pfeifen erfolgte. Und der Alte im Bett rieb sich vergnügt die Hände.

„Eine hat sich schon g'fangt, eine. Herr Ritter Peter v. Hoheneggstein, morgen giebt's ein Bratel . . ."

Draußen wälzte die unübersehbar breite Donau ihre Wogen langsam an der Hütte vorbei. Der späte Mond schwamm am Himmel und ließ sein unsicheres Licht auf die rastlos rinnenden Wasser niederglänzen. Vom Berge herab grüßten die alten Wälder mit ihrem Rauschen, und die Wellen sangen ihr ewiges Lied. Was sie seit der grauesten Vorzeit an den Ufern des Stromes sich hatten zutragen sehen, war kunstreich hineinverwebt in die uralte Weise mit den ewig wechselnden Versen. Der Nibelungen

Not kam darin vor und die Ballade von dem armen Bauernsohn, der den eigenen Bruder in rasender Eifersucht erschlug.

2.

Am nächsten Morgen saßen sich der Großbauer Franz Rieder und seine Tochter Rosel in ziemlich gedrückter Stimmung am Frühstückstisch gegenüber. Die Sonne lachte golden durch das helle Fenster in die Stube herein, deren Einrichtung eher in ein Herrenschloß als in eine Bauernwohnung gepaßt hätte, stand doch sogar ein Pianino in der Ecke. Der Kaffee duftete gar lieblich aus den feinen Porzellanschalen empor, der Tisch war zierlich gedeckt und mit allerlei guten Dingen beschickt, die beiden, die daran saßen, fanden aber offenbar kein Behagen daran. Das graue Gespenst der Sorge saß als drittes unsichtbar mit ihnen an der Tafel, streute ihr bitteres Salz auf das süße Gebäck und goß ihren Wermut in die Tassen.

Der Bauer hatte eben ausgetrunken und wollte sich entfernen, als sich die weiße Hand der Tochter bittend auf das feine Tuch seines Rockärmels legte.

„Ich hätt' mit Ihnen zu reden, Vatter.“

Rieder sah scheu in das blasse Gesicht seines Kindes. Was stand ihm da nun wieder bevor? Eine beklemmende Furcht schnürte ihm den Hals zusammen. Am liebsten hätte er derb losgepoltert, um dieser ekelhaften Stimmung Herr zu werden und zugleich einer höchst wahrscheinlich unerquicklichen Unterredung vorzubeugen. Vor diesen bleichen Wangen, den sorgenvollen blauen Augen seines Kindes fand er aber nicht den Mut dazu.

„So red halt,“ murrte er unwirsch.

„Sie waren gestern wieder in der Stadt, Vatter,“ begann das Mädchen zögernd, um gleich darauf erschrocken ob der eigenen Kühnheit hinzuzufügen: „Glauben S' nur nit, daß ich da was drein reden will. Sie haben in der

Stadt z' thun, da fahren S' halt hinein, das versteh' ich. Aber es is nur, weil ich wieder mit dem Ferdinand mich hab' ärgern müssen."

Nun hatte Rieder endlich einen Gegenstand, an dem er seinem verhaltenen Unmut Luft machen konnte. Zornig fuhr er auf: „Was war denn scho' wieder mit dem Tagdieb? Dem soll doch . . ."

„Die ganzen Leut' hat er gestern in die Weingärten g'schleppt," berichtete Rosel, „wo doch jetzt wirklich nichts so Dringendes z' thun is. Und auf den Wiesen draußen liegt 's Heu. Ich hab' ihm g'sagt: „Ferdinand, fahren S' lieber 's Heu ein. Wenn ein Regen kommt, sind viel hundert Gulden hin." Darauf schnauzt er mich an, ich sollt' lieber Klavier spielen, als mich um Sachen kümmern, die ich nicht versteh'. Das Heu ist draußen 'blieben. Heut früh aber war das Barometer ordentlich g'fallen, und hinter'm Hoheneggstein steht ein Gewölk, das schaut arg verdächtig aus. Wenn wir 's Heu verlieren, weiß ich nimmer aus noch ein. Gestern sind wieder drei Rechnungen 'kommen und ein Mahnbrief."

Um die letzten Worte nicht hören zu müssen, war der Bauer schon ans Fenster gestürzt und hatte es aufgerissen. „He, Loisl!" schrie er die kleine Viehmagd an, die eben mit einem Stalleimer voll Wasser über den Hof ging. „Is der Ferdinand da?"

„Grad is er mit'm ersten Heuwagen eing'fahren," schallte es herauf.

„Dann renn und ruf ihn. Er soll zu mir kommen in d' Stuben."

Er schlug das Fenster wieder zu, daß die Scheiben klirrten, und begann mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Rosel saß mit im Schoße gefalteten Händen und sah ihm sorgenvoll zu. Sie kannte diese Art an ihm, sich selbst in die Wut hineinzuhetzen, bis sie

dann sinnlos ausbrach, wie an einem wilden Tiere. Und wenn sie die dickgeschwollenen Adern auf seiner Stirn, wenn sie seine finster zusammengezogenen Augenbrauen ansah, so stieg eine lähmende Angst in ihr auf vor dem Auftritt, der nun bevorstand.

Zitternd überlegte sie, was sie thun sollte. Dableiben? Dann konnte sie sich schlimmsten Falls zwischen die beiden Männer werfen. Der Großknecht war frech, in der letzten Zeit viel frecher noch als früher, und der Vater — — — Aber andererseits war es vielleicht doch besser, sie ging. Wenn der Vater unter vier Augen eine kecke Antwort erhielt, brachte es ihn vielleicht nicht so fürchterlich auf, als wenn es vor ihr geschah. Unschlüssig erhob sie sich von ihrem Sitze.

Der Bauer fragte sie rauh: „Wo willst hin?"

„In . . . in die Küche schau'n. Ich . . . ich . . ."

„Da bleibst!" fuhr sie der Vater an. „Gegen dich hat sich der Galgenstrick so eine Keckheit verlaubt, so mußt auch dabei sein, wie er sein Fett kriegt."

Rosel setzte sich gehorsam und regte sich nicht, bis sie den Vater gepreßten Tones murmeln hörte:

„Das Böseste is, der Hund kriegt noch ein Geld von mir. Bei dreihundert Gulden . . ."

Erschrocken fuhr sie zusammen. Das hatte sie nicht erwartet. Darum also — —

„Das müssen S' ihm gleich auszahlen, Vatter!" entfuhr es ihr.

Der Bauer lachte grimmig auf. „Jawohl — wenn ich könnt'."

Rosel rang die Hände. „Aber Vatter! — Sie haben doch gestern erst fünf Hunderter ins Brieftaschel g'steckt . . ."

„Die sind beim T . . . — na, weg sind s' halt. — Zwei Zehner, das is 's Ganze, was ich no' hab'. Ich . . . ich . . . Zahlungen hab' ich g'habt . . . in der Stadt . . ."

Der hübsche Blondkopf des Mädchens fiel auf die Brust herab. Es sah aus, als wolle das arme Kind ohnmächtig werden. Daß der Vater gespielt hatte, regte sie nicht so auf. Das war sie nicht anders gewohnt von Kindheit an. Sie betrachtete das Verschwinden dieses letzten Geldes eben wie ein Unglück, etwa wie Hagelschlag für das Feld oder Feuer auf dem Scheunendach. Welcher Schicksalsschlag, daß der Vater fünfhundert Gulden verlieren mußte, in einem Augenblick, da er es so nötig gehabt hätte, tausend dazu zu gewinnen!

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und der Großknecht Ferdinand, ein vierschrötiger Mensch mit rotem, an den Schläfen bereits angegrautem Haar, das häßliche Gesicht von Pockennarben zerrissen, trat mit trotziger Miene über die Schwelle.

Rosel saß auf ihrem Stuhle wie festgebannt. Sie sah wie durch einen Schleier, hörte die zornigen Worte der Männer wie aus weiter Ferne herübergrollen — aber so deutlich trotzdem, so schreckbar deutlich! Sie sah die Wut aus dem dunkelroten Gesicht ihres vollblütigen Vaters flammen, ihr entging keine Miene in dem brutalen, frechtrotzigen Gesicht des Knechtes. Und wie hochfahrend der Mensch auf die zornigen Worte seines Brotherrn antwortete:

„I hab' mi' nit dazue verdingt, daß i mir von ein' Frauenzimmer soll was g'fallen lassen, gar von ein' Weibsleut', was in der Stadt is erzogen wor'n. Die soll Klavier spiel'n und Bleamerln gießen. In der Wirtschaft anschaffen is 'n Bauern sei' Sach', wann der nit da is, is der Großknecht der Herr, und der Großknecht bin i."

„Du Lump, du elendiger!" donnerte der Bauer, außer sich über diese Widersetzlichkeit. „Und wenn heut a Wetter kimmt, he? Wenn 's ganze Heu hin is? Fünfhundert Gulden Schaden hab' i z' mindest..."

Die grünlichen Augen des Knechtes schossen Blitze. Er reckte sich in den Hüften empor, seine Fäuste ballten sich. „Was?“ schrie er. „Schimpfen aa no'? Ah — da hört si' ja alles auf! I geh' — auf der Stell' geh' i. Aber mein Lohn will i z'erst. So was! Wer is denn nachher der Lump? Der si' die Knochen abrackert bei der Arbeit und sein' blutigen Lohn erst no' verlieren mueß, oder der ander', der derweil in der Stadt in die Wirtshäuser umlottert und sei' Geld verkartelt? Sei' Geld! Daß i nit lach'! — Was g'hört denn no' dei', du feiner Bauer du? 's G'wand am Leib, jeder Ziegel af'n Dach, gar d' Rauchfäng' bist...“

Ein brüllender Wutschrei, ein krachender Schlag, gefolgt von einem Bersten und Splittern, dann ein lautes Stöhnen — — —

„Vatter! — Ums Jesu Christi willen — Vatter!!“

Der lähmende Bann war von dem Mädchen gefallen, so daß sie mit einem durchdringenden Schrei aufspringen und sich dem Wütenden in den Arm hängen konnte. Aber es war zu spät, das Unglück bereits geschehen. Die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen, leichenblaß im Gesicht, mit fieberhaft arbeitendem Brustkorb stand der Bauer, den abgesprengten Hals der Wasserflasche noch in der Hand, und starrte aus weit vorquellenden Augen auf den Gegner, an dessen Schädel er die Karaffe zerschmettert hatte.

Der lehnte auf schwankenden Beinen an der Wand und wischte sich mit beiden Händen über das Gesicht, um Mund und Augen von dem aus den Kopfwunden niederstürzenden Blute frei zu kriegen. Dazwischen röchelte und gurgelte er matt hervor:

„So ... so ... recht so ... hast recht ... du ... du ... du ... gar ... to— totschlagen die ... Leut' ... Na wart ... ins ... ins Kriminal kommst ...“

Nun knickten die schwankenden Beine ein. Der Verwundete glitt an der Wand herab und fiel lang auf die Erde. Aus seinen Kopfwunden rann ein dunkles, träges Bächlein und befleckte den hellen Teppich, der die Diele bedeckte.

Dem Mädchen wurde bei dem Anblick so übel, daß es den Vater los lassen und sich mit beiden Händen auf die Tischkante stützen mußte.

Rieder aber ging an die Stubenthür und riß sie auf. „Hiesel! — Franz! — Kathi!!“ donnerte er in den Flur hinaus. „Ja zum ... wo steckt denn das G'sindel? G'wiß haben s' alle g'horcht hinter der Thür und jetzt, wo man s' braucht, is kaner da.“

Endlich kamen zwei Burschen angeschlichen, die beim Anblicke des regungslos Daliegenden sich bedenklich hinter den Ohren kratzten und mit offenen Mäulern bald auf den Bauern, bald auf den Verwundeten schauten.

„Schafft's den da außer!“ befahl der Bauer, mit verächtlicher Gebärde auf den Hingestreckten weisend. „Legt's 'n wo in eine Kammer, wo ich 'n nit seh'. Einer rennt zum Bader — oder zum Doktor, wann er im Dorf is. Der Ferdinand kann im Haus liegen bleiben, bis ihn seine Füße wieder tragen. Dann kann er zum G'richt geh'n oder zum Teufel — wo er hin will.“

Als die Knechte ihre Last schweren Schrittes hinausgetragen hatten, wandte sich der Bauer an seine Tochter.

„B'hüt dich Gott, Rosel,“ sagte er finster. „Ich muß ausfahr'n und Rat schaff'n, daß dem Kerl sein Geld heut abend noch p'rat liegt.“

Ohne seiner Tochter ins Gesicht zu sehen, verließ er das Zimmer. Rosel saß stumpfsinnig vor sich hin brütend, bis sie den Vater unten im Hofe mit dem Stallknecht schelten hörte, der ihm nicht schnell genug einspannte. Dann erst verließ sie der Zustand krampfähnlicher Starr-

heit, in den das schreckliche Ereignis sie versetzt hatte. Laut aufweinend floh sie aus dem blutbesudelten Zimmer, in dem sie zu ersticken meinte in dem schweren, dumpfen, süßlich-faden Blutgeruch.

Sie stürzte die Treppe hinab, ohne recht zu wissen, wohin sie wollte, und lief dem Arzte fast in die Arme, der glücklicherweise ganz in der Nähe gewesen war. Beim Anblick des runden, weingeröteten Gesichts des jovialen Herrn fiel's ihr wie ein Stein vom Herzen.

„Um Gottes willen, Herr Doktor — schau'n S' nur, daß er davonkommt, der Ferdinand, sonst muß der Vater ins Kriminal!"

Der Doktor lachte und tätschelte ihr die runde, thränenfeuchte Wange. „Nananana! — Nur ruhig, Kinderl, immer ruhig! So schlimm wird's nicht gleich werden. Ein Hieb mit einer Wasserflasche, nicht? — Du lieber Gott, den hält so ein Bauernschädel schon noch aus. — Wenn das nicht wär', gäb's nach jeder Kirchweih mehr Leichen wie nach einer Schlacht. — Wo liegt es denn, das arme Opfer der Volkswut?"

Am Bette des Verwundeten, der noch immer bewußtlos war, ließ der Herr Doktor die schlechten Witze aber sein, und als er erst das Loch im Schädel des Knechts untersucht hatte, sah er die zitternde Rosel so unwirsch an, als hätte sie die Wunde geschlagen.

Als er sah, wie ängstlich das arme Ding ihm auf den Mund sah, wurde seine Miene freilich weicher, aber er schüttelte bedenklich den dicken Kopf.

„Eine böse Geschichte!" brummte er. „Und noch böser hätt's werden können. Ein Millimeter tiefer die Wunde, und der Mann war hin. Ein paar Wochen festliegen wird er auch so. Das wird ein schönes Stück Geld kosten, ihm den Mund zu stopfen, wenn er erst so weit ist, daß er reden kann..."

Rosel fühlte ihre Kniee wanken. Du guter Gott! Ein schönes Stück Geld! — Und pressen würde der Ferdinand, dafür kannte sie ihn. — — —

Während die arme Kleine drinnen unter der Last ihres Unglücks zusammenbrechen wollte, hatte ihren Vater draußen im Hofe ein neues getroffen. Der Bauer wollte gerade sein Steirerwägelchen zum Hofthor hinauslenken, als in diesem der Landbriefträger erschien. Der reichte dem Großbauern mit mitleidigem Gesicht ein umfangreiches Schreiben nebst Bestellschein und Bleistift auf den Kutschbock hinauf.

„Is rekommandiert. Unterschreiben, bitt' schön!" sagte er dabei.

Rieder erbleichte, als er den Brief als ein Gerichtsschreiben erkannte. In nervöser Hast kritzelte er seinen Namen auf die Quittung und wühlte dann in der Hosentasche, bis ihm ein Sechser zwischen die Finger geriet, den er dem Beamten mit dem unterfertigten Empfangsschein hinabreichte.

Der Beamte dankte mit ein wenig verwundertem Gesicht. Der Bauer nickte ihm zu, als wolle er sagen, daß er dem Boten deshalb seinen gewohnten Lohn nicht verkürzen wolle, weil er einmal eine üble Botschaft bringe. Dann schob er den Brief uneröffnet in die Tasche, tippte mit der Peitsche auf den glänzenden Rücken seines Rappen und fuhr davon.

Erst draußen auf der Landstraße, als die letzten Häuser des Dorfes weit hinter ihm lagen, zog er den Brief wieder hervor und starrte ihn an. Eine Unglücksbotschaft . . . was sollte ihm sonst vom Gericht kommen? Unschlüssig wendete er das Schreiben hin und her, bis er über sein eigenes Zögern ungeduldig wurde und den Umschlag ungestüm aufriß.

Als er einen Blick auf das entfaltete Blatt geworfen hatte, zog er die Unterlippe zwischen die Zähne und wurde

leichenfahl im Gesicht. Dann lachte er heiser auf, zerknüllte mit zornigem Griff das grobe Papier und fuhr damit in die Rocktasche.

„Hüh, Rapperl, hüh! Heut fahrst noch ein' Bettelmann, bald, bald ein' Baron oder ein' Bankier ... das heißt, wenn ich dich nit lieber z'samm'schieß', eh' ich dich verauktionieren lass'. — Da kann einer freilich bös' eingeh'n dabei. Vernichtung einer Sach' aus der Konkursmasse — —"

Als der erste Grimm verraucht war, ließ er die Zügel, die er bis dahin straff genommen hatte, ein wenig locker, steckte die Peitsche fort und dachte nach.

Uebel genug war seine Lage. Graf Ennsberg beziehungsweise die gräflich Ennsbergsche Vermögensverwaltung hatte ihm die Hypothek gekündigt, die als erste auf seinem Hofe eingetragen war, noch von Vaters Zeiten her. Dreißigtausend Gulden, die er in einem Vierteljahr hinauszahlen mußte. Woher die nehmen? Von seinem „Freunde" Fuchs, zu dem er jetzt fuhr? Das war ein gefährlicher Herr. Außerdem hatte er gerade genug auf dem Niederhofe stehen, um ganz damit zufrieden sein zu können, wenn ein anderer als er es auf sich nahm, den Bauern von seinem Gute zu jagen. Für ihn wurde das hineingesteckte Geld dann flüssig, ohne daß ihm jemand einen Vorwurf machen konnte....

Nieder seufzte tief auf, als er das alles so überlegte. Die Sorge machte ihn hellsichtig, daß er in die Welt und die Menschen hinein- und durch sie hindurchsah, als wären sie von Glas. Erfreuliches war es nicht, was er dabei entdeckte.

Da waren einmal seine Vorfahren. Der Großvater freilich, der arme Knecht, der auf den Hof gekommen war, indem er das einzige Kind des reichen Himmelbauern zum Weibe bekam, das war ein rechter Mann ge-

wesen. Sein Glück hatte ihn nicht übermütig gemacht. Fleißig war er geblieben, fleißig und sparsam, dabei den Seinen und seinem Gesinde ein richtiger Hausvater. Der hätte noch von unverschuldetem Unglück reden können. Und dessen hatte er genug. Das große Hagelwetter Anno dreißig, von dem ganz alte Leute in der Gegend heute noch zu reden wissen, schlug ihm die Gesamternte des Jahres in den Grund. Und dann das ewige Kindersterben. Zehn wurden geboren, und nur das älteste blieb am Leben. Die kranke Bäuerin dazu, die jahrelang hinsiechte und dann endlich starb, zu früh und zu spät, wie man's nehmen will.

Für den Hof freilich wäre das Kindersterben ein Vorteil gewesen. So brauchte er wenigstens nicht geteilt zu werden und fiel einem einzigen Erben zu, der niemand etwas herauszuzahlen hatte. Wenn dieser einzige Erbe nur ein anderer gewesen wäre. Aber so... Trotz der schlechten Zeiten, die der Großvater gehabt hatte, war das Gut unverschuldet auf den Vater gekommen; der aber hatte es dem Sohne, dem Franz Rieder, ziemlich schwer belastet übergeben, obwohl er gute Zeiten darauf gehabt hatte.

Der Bauer wußte sich noch ganz gut zu entsinnen, woher das gekommen war. Der Vater war eben ein „leichtes Tuch" gewesen. Die Karten, der Wein und die Jagdliebhaberei.

„Ich hab's geerbt von ihm," murmelte der Bauer bitter, „'s Geld ausgeben auf Dummheiten — und die Karten, die verflixten Karten. Gestern fünfhundert Gulden verkartelt, und heut fahr' ich zum Wucherer, mir 's Geld ausleihen, daß ich ein' stutzigen Knecht auszahlen und 'nauswerfen kann. — Weit hast es 'bracht, Franz Rieder! Von ein' Lumpen, den du vor zehn Jahr' aus Gnad' und Barmherzigkeit aufg'nommen hast, weil er

schnurgrad aus'm Strafhaus is kummen, mußt dir ins G'sicht sagen lassen, daß d' ihm sein' Lohn nit zahlen kannst, weil d' dein Geld in die Karten verspielst, und wenn d' ihn auch nieberg'haut hast, den Lumpen, recht hat er do' . . ."

Bei der Erinnerung an den Auftritt mit dem rothaarigen Knecht kam eine gewaltige Aufregung über ihn. Was war aus dem Menschen geworden? War er tot oder schwer verwundet? Denn eine leichte Verwundung war ausgeschlossen, das wußte er. Mit zu fürchterlicher Wucht hatte er den Schlag geführt.

Die nachträgliche Angst hatte ihn so gewaltig gepackt, daß er das Pferd herumriß. Er wollte im Galopp nach Hause jagen und nachsehen, wie es um den Verwundeten stand. Der Rappe hatte aber den Wagen kaum halb gewendet, als er zu seiner großen Verwunderung den Zügeldruck verspürte, der ihn wieder in die eben verlassene Richtung zurückzwang. Sein Lenker war auf andere Gedanken gekommen. Wozu umkehren? Er erfuhr früh genug, welches Unheil ihm bevorstand. Ein Unheil war's auf jeden Fall. War der Knecht tot, so kamen die Gendarmen und holten den Bauer. Kam der Mensch mit dem Leben davon, so verkaufte er sein Schweigen über die Sache nur um teures Geld. Wo aber das Geld hernehmen?

So war denn der Kreis geschlossen, und die gequält hin und her irrenden Gedanken waren wieder bei Valentin Fuchs, dem Bauern und Bauernwucherer in Großfiegling, angelangt, dem einzigen Manne, von dem Rieder hoffen durfte, daß er ihm noch Geld vorstrecke. Aber so viel Geld? Dreißigtausend für die Hypothek, vier- bis fünftausend an Schweigegeld für den verwundeten Knecht, zweitausend für die laufenden Bedürfnisse, bis die Ernte unter Dach und Fach und wieder verkauft war . . . Rieder ließ entmutigt den Kopf hängen.

Er sah ihn deutlich vor sich, diesen Valentin Fuchs, lang, dürr, auf dem ein wenig nach vorn gebeugten Körper ein kleiner Kopf mit faltigem, rasiertem Gesicht, das eher einem Schauspieler als einem Bauern und Geschäftsmann anzugehören schien. Und die Augen, diese Augen! Es war schlimm, mit allen seinen Hoffnungen von einem Manne abzuhängen, der so kalte, scharfe, grausame Augen mit dem gewissen tückischen Zug in den Lidwinkeln hatte.

Die Lebensgeschichte des Valentin Fuchs strafte diese Augen nicht Lügen. Vor fünfzehn Jahren noch war er einer der kleinsten Besitzer in dem wohlhabenden Großsiegling gewesen. Sein Anwesen trug den Spottnamen „Der Hungerhof", denn alles Lebendige darauf war zaunsteckendürr, der Bauer, die Bäuerin, der Sohn, die einzige, bejammernswerte Magd, ein Findelkind, das Vieh und das Geflügel. Nur die Tauben waren fett und rund. Die brauchen ja keine Fütterung, sondern fliegen ab und zu und picken ihr Körnchen auf allen Nachbarhöfen. Der Hofhund aber, dem man sein Weniges hatte hinstellen müssen, lag eines Morgens verhungert an der Kette. So geizig war der Bauer. Ein paar hundert Gulden hatte er freilich aus seinem Anwesen schon herausgescharrt und auf die Sparkasse gelegt, aber dafür verfaulte ihm in guten Heujahren das Futter in der Scheune. Er war zu geizig, billig zu verkaufen, und wiederum zu geizig, das Heu an sein armes Vieh zu verfüttern, das immer nur so in den dürren Knochen, in der schlottrigen Haut hing. Die Großsieglinger pflegten spottend zu sagen, der Hungerhöfer würde vor lauter hausen*) noch von seinem Hause kommen.

Da erbte Valentin Fuchs von einem alten Onkel in der Stadt, an den niemand mehr gedacht hatte, ein Kapi-

*) Sparen.

tälchen von etlichen tausend Gulden. Sowie er die in der Hand hatte, offenbarte sich sein eigentliches Talent. Er wucherte damit. Und wie wucherte er! Die verrufensten Halsabschneider konnten's ihm nicht gleich thun darin. Freilich hatte er einen Vorteil vor ihnen voraus, das Vertrauen, das er genoß. Dem städtischen Geschäftsmann gegenüber ist der Bauer mißtrauisch. Aber einem seinesgleichen, wenn der auch nicht im allerbesten Ruf steht, geht er leichter ins Garn.

Ein thatkräftiger Verbündeter des Valentin Fuchs war die Reblaus. Vor zehn Jahren etwa hatte zuerst das Unglück angefangen. Da und dort im weingesegneten Donaugelände trat die Phylloxera auf und fortan von Jahr zu Jahr häufiger. Wo sie einen Weinberg anfiel, mußte der Boden von Grund aus umgerodet werden. Die verpesteten Weinstöcke wanderten bis auf das letzte Wurzelfäserchen ins Feuer, an ihrer Stelle wurden die widerstandsfähigen amerikanischen Reben eingesetzt. Das alles aber kostete Geld, und das leichtlebige Völkchen der Weinbauern, das die Kunst, in den guten Tagen für die schlimmen zu sparen, niemals gelernt hatte, besaß kein Geld. Da mußte dann Valentin Fuchs heran, der allezeit bereite Helfer. Er kam auch; erst bereitwillig mit einem süßlichen Lächeln im glattrasierten Gesicht, dann zögernd und mürrisch, und schließlich ungerufen, mit der Pfändungskommission. . . .

„Hopla, Rapperl! — Was fallt denn dir ein?" fuhr der Bauer aus seinen trüben Gedanken empor. Er sah um sich. Das Pferd war von der Landstraße auf einen holperigen Feldweg abgebogen, der den Weg nach Großsiegling um eine beträchtliche Ecke kürzte.

„Hoho!" lachte Rieder bitter auf. „Kennst du den Weg zum Fuchs schon so genau? Na ja, hast ihn ja schon oft genug machen müssen. Wunder is's keins."

Er blickte zum Himmel. Da stand zwar die Sonne noch in leuchtender Klarheit, aber sie stach mit der gewissen bedenklichen, feuchten Hitze hernieder, und der halbe Himmel war schon von drohenden Wolken bedeckt.

„Mein arm's Heu!“ seufzte der Bauer. „Gestern hat's der Ferdinand aus Eigensinn nit einfahren wollen, heut liegt er mit einem Loch im Kopf, braucht ein paar von den Leuten zur Pfleg', und draußen is keiner, der kommandieren und anschaffen kann, denn der Bauer muß ja Geld suchen fahren. — Ah was, das nutzt jetzt alles nix, und wann mit dem Heu ich selber naß werd', so ist's um nix besser.“

Er schlug auf das Pferd und fuhr im schlanken Trabe in Großsiegling ein. Hinter ihm her murrte der Donner.

Valentin Fuchs stand gerade vor seinem Hause und sah nach dem Wetter, als Rieder angefahren kam. Der Wucherer winkte dem in der ganzen Gegend angesehenen Großbauern schon von weitem entgegen. „Grüß di' Gott, Freunderl!“ schrie er mit seiner hohen, krähenden Stimme. „Schön von dir, daß d' wieder einmal kommst, mi' heimsuchen!“ Dabei schielte er aus den Augenwinkeln nach ein paar Kleinbauern, die auf der anderen Seite der Straße mit scheu abgewandten Gesichtern dahinschlichen, ob die auch merkten, auf welchem vertraulichen Fuße der vielverschimpfte Valentin Fuchs mit dem Rieder aus Eggstein stand.

Der Rieder aus Eggstein antwortete ein wenig einsilbig auf die wortreiche Begrüßung und fuhr in den Hof ein. Ein mürrisch blickender Knecht nahm ihm da die Zügel ab und spannte den Rappen aus, während der Besuch dem Hausherrn in die Stube folgte.

Die beiden hatten sich kaum gesetzt und die herkömmlichen Redensarten über das Wetter, den Weg und das beiderseitige Befinden ausgetauscht, als es draußen jäh-

lings finster wurde, ein Donnerschlag die Wände des Hauses erzittern machte und ein heftiger Platzregen, mit Hagelkörnern untermischt, gegen die Fensterscheiben prasselte.

Rieder blickte bekümmert nach dem Fenster der Stube. „Mein arm's Heu!" seufzte er.

„Ja, hast denn du no' ein Heu draußen g'habt?" fragte Fuchs mit lauerndem Erstaunen. „War ja 's schönste Heuwetter die Täg' her."

„Freilich hab' ich's noch draußen g'habt," antwortete Rieder gepreßt. „Ich... ich hab' viel in der Stadt z' thun g'habt, die Wochen, und der Ferdinand hat si's in'n Kopf gesetzt g'habt, daß er grad jetzt mit allen Leuten im Weinberg arbeiten muß. Mei' Rosel hat ihm abg'raten, er soll doch lieber Heufahren, da is er keck mit ihr wor'n. Heut früh hab' ich ein' ordentlichen Auftritt g'habt mit ihm deswegen. Und stell' dir vor, Fuchs — gar mit mir hat der Kerl, der ungute, wörteln woll'n. Ich hab' ihm aber d' Wasserflaschen auf'n Schädel g'haut, daß er jetzt halbtot z' Haus liegt."

Fuchs sah seinem Besuch mit einem raschen, spähenden Blick ins Gesicht und kniff die dünnen Lippen ein. „Wird ein schönes Geld kosten, die G'schicht," meinte er nach einer Pause trocken.

Rieder nickte. „Halt ja, kosten wird's ordentlich was." Und hastig, wie um mit der Schilderung seiner Lage zu Ende zu kommen, bevor der andere ungeduldig wurde, fügte er hinzu: „Dazu hat mir der Graf Ennsberg die Hypothek 'kündigt — dreißigtausend Gulden — und sonst brauch' ich auch noch eine Menge. Die Leut' rennen mir mit den Rechnungen 's Hausthor ein."

„Da willst also ein Geld von mir?" fragte der Hausherr mit langem Gesicht.

„Na freilich," antwortete Rieder mit einem erzwungenen Versuch, die Sache leichthin und heiter zu nehmen.

„Wer soll mir denn weiterhelfen, wenn's wieder einmal Matthäi am Letzten is, wie der reiche Fuchs? Die andern hab'n ja nix."

Valentin Fuchs war aber heute zum Scherzen nicht aufgelegt. Er erhob sich mit sehr ernster Miene, schlürfte an den alten Schreibtisch, der in der Ecke des Zimmers stand, schloß ihn bedächtig auf und kramte eine Weile in einem Stoß von Papieren. Dann kehrte er mit einem langen Zettel in der Hand zurück.

„Da hab' ich mir die Sitawazion vom Riederhof aufg'schrieben," sagte er, während er den horngefaßten Kneifer auf die magere Nase klemmte. „Für jeden Gutsbesitzer, mit dem ich z' thun hab', leg' ich mir so ein' Zettel an, auf dem ich seine ganzen Schulden notier'. Weißt, Rieder, was du heut schuldig bist?"

„Wird ein ganzer Haufen sein," antwortete der Bauer, den vorhin eingeschlagenen scherzhaften Ton auch jetzt beibehaltend.

„Einhundert — dreiunddreißigtausend — vierhundertfünfundachtzig Gulden und vierzig Kreuzer," las Fuchs von dem Zettel ab. Er betonte jede der Ziffern wie ein Staatsanwalt die einzelnen Straftthaten eines armen Sünders auf der Anklagebank. Durch ganz besonderen Stimmaufwand zeichnete er die vierzig Kreuzer aus, sah dabei über den Rand des Zettels forschend in Rieders Gesicht, als wolle er sich überzeugen, ob der es fühle, wie schimpflich es sei, neben so vielen Tausenden und Hunderten auch noch vierzig Kreuzer schuldig zu sein.

„Na — daß ich endlich erfahr', wieviel ich schuldig bin!" spaßte der Bauer, dem bei der Vorlesung übel genug zu Mute wurde, mühsam. „Wie sauber du das aber all's beisamm' hast, Fuchs. Bist wirklich ein g'finkelter G'schäftsmann, du!"

Herr Fuchs war aber heute für Schmeicheleien nicht

im geringsten empfänglich. Er faltete das Blatt wieder säuberlich zusammen, nahm den Kneifer von der Nase und sagte langsam: „An der Schuldenlast bin ich schon mit gut fünfzigtausend beteiligt. Wenn ich dir die hundertvierzigtausend noch voll mach', so macht mein Teil beiläufig sechzigtausend Gulden aus. Das is ein faules G'schäft, mein Lieber. Denn daß du heut schon überschuldet bist, das weißt wohl selber."

Jetzt brauste Rieder aber doch auf. „Wär' nit übel! Mei' Hof is mehr wie zweimalhunderttausend wert."

Valentin Fuchs sah den Aufgeregten hämisch an. „Mußt nit so harb werd'n, Rieder, wenn ein guter Freund mit dir deine Sitawazion überdenkt. Natürli' is er so viel wert, der Riederhof — unter Brüdern. Aber schau, Schatzerl, wenn d' 'n verkaufen mußt, und gar g'richtli', dann kriegst do' keine hunderttausend dafür. Der Grund hat heutigstags kein' Preis, und Weingrund erst recht kein bei die Phylloxerazeiten. Und dein Grund is meistens Weinberg. In ein' guten Drittel hast d' d' Reblaus scho', und übers andere wird's bald kommen. Da giebt's dann ein paar Jahrl keine Fechsung. Aber brav Geld 'reinpulvern heißt's fürs Umhacken und amerikanische Stöck' setzen, die wieder ein paar Jahr' brauchen, bis s' ein' Wein liefern, der nur ein bissel was wert is. Ja, ja — mit der Reblauskrankheit hat der unerforschliche Ratschluß des Herrn gar eine schwere Prüfung über unsere Gegend verhängt."

Valentin Fuchs war niemals widerwärtiger, als wenn er so wie jetzt die Augen zum Himmel drehte und salbungsvolle Redensarten von sich gab. Er that das gerne, besonders dann, wenn er ein lange gehetztes Wild so recht schön bequem im Garn hatte und sich anschickte, ihm den Hals umzudrehen.

Rieder hätte im Augenblick sein Seelenheil dafür ge-

geben, wenn er dem mageren Heuchler seine Meinung hätte sagen dürfen. Aber er brauchte ja diesen widerlichen Burschen. So würgte er denn die bittenden, fast bettelnden Worte hervor: „Du wirst mi' do' nit sitzen lassen, Fuchs? — Du, mein alter guter Freund?"

Fuchs hob abwehrend beide Hände empor. „Hab' ich denn so was g'sagt? Keine Spur. Im Gegenteil. Ich hab' ja g'sagt, ich will dir die hundertvierzigtausend voll machen. Aber für die sechstausendfünfhundert mußt mir halt ein' Wechsel von fünfzehntausend unterschreiben, Franzl. — Schau, das mußt mir nit übelnehmen. Denn wenn der Riederhof heut oder morgen z'samm'bricht — überschuld't is er, die Hypotheken geh'n vor, da kriegen wir andern kaum die Hälfte von unserm Geld. Und das meinige, was ich dir aus gutem Herzen und alter Freundschaft bar hinzähl', das möcht' ich doch auch gern wiederkriegen."

Der große starke Mann ließ den Kopf hängen. Das waren harte Bedingungen. Aber was wollte er thun. Er mußte annehmen.

„Schreib halt," sagte er dumpf. „Freilich — die Hypothek, dein Wechsel, die andern Sachen ... wenn ich unterschrieben hab', so is's mein Todesurteil. In drei Monat' is der Riederhof unter'm Hammer."

Fuchs, der schon am Schreibtisch saß und mit kratzender Feder ein Wechselformular ausfüllte, blickte bei diesen Worten wie verwundert auf. „Aber das hängt do' nur von dir ab, Rieder. — Du weißt, was ich dir scho' lang vorg'schlagen hab'. Du brauchst nur zu wollen, und ich übernehm' die Ennsbergsche Hypothek auch noch. Denn der Hof is ja wirklich zweimalhunderttausend wert — unter Brüdern. Und wenn unsere Kinder z'samm'heiraten ..."

„Wenn die Rosel dein' Martin aber nit mag!" warf Rieder ein.

Fuchs nahm die Feder quer zwischen die Zähne, las den fertiggeschriebenen Wechsel noch einmal durch und trocknete ihn mit dem Löschblatt behutsam ab. „Mußt halt g'scheit reden mit ihr, Franzl," antwortete er ruhig. „Mußt ihr's halt sagen, daß die Lieb' für den ersten Monat is, ein behagliches, ordentliches, wohlhabendes Hauswesen aber fürs ganze Leben. Stell dir halt vor, Franzl, du wärst ein Graf, dem's schlecht geht, und ich ein Bankier, der Geld hat, aber kein'n rechten Anwert unter die Leut'. Das neidische G'sindel kann's einem ja nie verzeihen, wann einer durch sein' Verstand vorwärts kommt. Borgen mögen s' alle gern, aber wenn's ans Z'ruckzahlen geht, dann heißen s' ein'n ein' Wucherer und haben ein gottloses Maul hinter einem her. — Was thun so zwei? Die lassen einfach ihre Kinder z'samm'heiraten, und die haben dann 's Geld vom Bankier und den Respekt vom Grafen, und es geht ihnen ganz gut, viel besser als mit der Lieb', die ohnedem nur in die Kalenderg'schichten so brennheiß und himmelblau vorkommt. — Da, unterschreib, und dann nimm dei' Geld."

Rieder trat an das Pult und starrte finster auf den länglichen Papierstreifen, der darauf lag. Ein paarmal nacheinander holte er rasch und tief Atem. Er kämpfte sichtlich mit sich, aber dann griff er doch mit einem gewaltsamen Ruck nach der Feder und unterzeichnete den Wechsel genau an der gehörigen Stelle. Er besaß nur zu viel Uebung in solchen Dingen.

Das Papier verschwand sofort in einem Fache der dickleibigen Brieftasche, die Fuchs in den langfingerigen Händen hielt; dafür fielen aus einem anderen Fache der Tasche Geldscheine auf die Tischplatte, Tausender, Hunderter, Fünfziger und Zehner. Der Geldleiher zählte den Betrag dreimal durch und schob ihn dann Rieder hin. Während der zusammenpackte, schloß Fuchs die Brieftasche

in ein Schubfach des Schreibtisches, das er mit zwei verschiedenen Schlüsseln versperrte.

Sowie das in Ordnung war, wandte er sich wieder zu Rieder und sagte, mit dem Rücken an den Schreibtisch gelehnt, in geschäftsmäßiger Ruhe: „Am Sonntag komm' ich mit dem Martin hinüber — zum Verspruch. Wenn wir dann d' Hochzeit schnell genug ausrichten, hast du noch vor der Fälligkeit von der Hypothek das Geld auf'm Tisch."

Dem Bauern kam erst jetzt so ganz zum Bewußtsein, was für eine Art Handel er da fest abgeschlossen hatte.

„So bald schon?" fragte er erschrocken. „Ich hab' dir doch g'sagt, die Rosel —"

„Du hast fünf Täg' Zeit," fiel ihm der andere achselzuckend ins Wort. „Wenn du in der Zeit mit dem eigensinnigen Ding nix ausrichten kannst, wird's überhaupt nix, und die Folgen mußt dann du tragen. — Vorwürf' brauchst dir keine z' machen, denn dein' Dirndel wird mit mein'm Buben nit schlecht fahren. Du weißt, ich hab' 'n ordentlich erzogen. Gar im Gymnasium is er g'wesen. Freili' nur vier Klassen, aber er hat ja auch kein Doktor werden sollen, nur daß er eine Bildung lernt. Und eine landwirtschaftliche Schul' hat er auch durchg'macht. — Du, der wird si' fein ausnehmen als Großbauer, und die Rosel als Bäuerin dazu. Du übergiebst ihnen den Hof, ich zieh' mich vom G'schäft z'ruck und leb' bei euch — wie im Himmel wer'n wir beisamm' wohnen. Und jetzt ruf' ich mein' Buben, daß du dein' zukünftigen Schwiegersohn d' Hand geben kannst."

Er ging hinaus. Rieder stand wie betäubt und starrte vor sich hin. Da hatte er nun so im Handumdrehen sein Kind verkauft. Den Kaufpreis trug er da in der Tasche. Wenn er ihn jetzt auch dem Menschen wieder hinwarf, der gab den Wechsel doch nicht mehr heraus. Darum hatte

er so ganz andere Saiten aufgezogen, sobald er das Papier in der Tasche hatte. Ueber die Hypothek und den Wechsel, zusammen fünfundvierzigtausend Gulden, in drei Monaten fällig, kam Rieder nicht hinweg, das wußte Fuchs ganz genau. Nun hieß es, die Ware zum Termin liefern, oder — — —

Der gequälte Mann stöhnte laut auf und fuhr sich mit der Hand über die schweißbedeckte Stirn. Aber da öffnete sich schon die Thür, und Martin Fuchs stürmte herein, um den Vater seiner Braut mit lärmender Herzlichkeit zu begrüßen.

Rieder ließ den Redeschwall stumm über sich ergehen und forschte nur mit bangen Blicken in dem Gesichte des jungen Mannes, als wolle er das künftige Schicksal seines Kindes aus diesen Zügen herauslesen. Aber es stand so wenig Erfreuliches darin geschrieben. Martin Fuchs war ganz sein Vater, nur ins Jugendliche übersetzt. Ein Anhauch von wienerischem Vorstadtgigerltum und deutliche Spuren eines wüsten Lebens machten ihn nicht liebenswürdiger.

Das wortkarge Wesen Rieders, dem die ganze Scene schier das Herz erdrücken wollte, fiel endlich auf. Vater Fuchs lächelte ihn bösartig an, als wolle er sagen: „Zier du dich nur, wir haben Mittel, wir." Im übrigen leuchtete ihm das Vergnügen, seinem abgöttisch geliebten Söhnchen ein so niedliches Spielzeug gekauft zu haben, über das ganze Gesicht.

Martin bemerkte spitz: „Du, Vater — der Herr Rieder freut si' aber gar nit sonderlich, scheint mir."

Nun mußte Rieder sich noch entschuldigen: „Seid's nit bös, Leuteln, aber zum Lustigsein is mir's nit ums Herz. Die dumme Sach' mit dem Ferdinand liegt mir im Kopf — und dann mein Heu. 's Wetter hat ja wohl ein bissel nachg'lassen. Am besten, ich fahr' gleich z' Haus."

Davon wollten die beiden Hausherren nun nichts hören. Rieder sollte durchaus zum Mittagessen bleiben, das die Wirtschafterin — Frau Fuchs hatte vor ein paar Jahren das Zeitliche gesegnet — gleich auftragen würde. Aber der Gast war nicht zu halten. Das Glas Wein, das ihm aufgenötigt wurde, trank er noch auf das Wohl der angehenden Brautleute; aber indessen mußte angespannt werden, und sowie die Gläser leer waren, brach Rieder auf. Vater und Sohn begleiteten ihn bis auf die Straße hinaus, wo sie ihn noch zu längerem Gespräch festhielten, um sich mit ihm den Leuten zu zeigen; dann durfte der Ungeduldige endlich auf den Wagen steigen.

„Auf Wiedersehen am Sonntag!" scholl's ihm noch nach, als er schon davonrollte. Er drehte den Kopf zurück, winkte mit der Peitsche und rief: „Auf Wiederschau'n!" Lieber hätte er freilich etwas anderes gerufen. —

Als er zu Hause in das Zimmer trat, wo Rosel am Fenster saß und strickte, war seine erste Frage: „Na — was hat der Doktor g'sagt?"

Das Mädchen, dessen hübsches Gesicht von den Aufregungen des Morgens noch sehr blaß war, ging dem Vater entgegen und legte tröstend die Hand auf seinen Arm. „Besser steht's, Vatter, als ich zuerst geglaubt hab'. Er wird davonkommen, sagt der Doktor. Er war zweimal da. Freilich" — sie seufzte — „ein großes Geld wird's kosten, hat er g'sagt. Die Verwundung ist eine schwere. Wenn der Ferdinand zum Gericht geht, kriegen S' Gefängnis, Vatter."

Der Bauer nickte. Das wußte er ohnehin. Zerstreut zum Fenster hinaussehend, zog er an seinen Fingern, daß sie in den Gelenken knackten. „Sonst was vor'kommen?"

„Nichts," antwortete das Mädchen. Das gedrückte Wesen des Vaters fiel ihr auf, auch hatte sie gehört, daß ihm der Briefträger etwas übergeben habe. Aber sie

wagte die Frage, die sich ihr auf die Lippen drängte, nicht auszusprechen und erkundigte sich bloß: „Soll ich was zum Essen besorgen, Vatter? Oder haben S' scho' 'gessen?"

„'gessen hab' ich nit," antwortete Rieder mißmutig, „aber ich brauch' nix."

Er nahm wieder seinen Hut und ging. Den verängstigten blauen Augen Rosels vermochte er nicht standzuhalten. Wie sich diese Augen mit Thränen füllen, wie entsetzt sie erst blicken würden, wenn das arme Kind erfuhr, daß es verkauft worden war von dem eigenen Vater!

„Verdammt!" knirschte der Bauer, während er seinen am Strome gelegenen Wiesen zuschritt, um den Schaden zu besehen; „daß ich mich so hab' jagen lassen. Mit der Hypothek allein wär' ich schon noch fertig 'worden — aber jetzt, der Wechsel auch noch dazu . . . jetzt jagt er mich aus mein'm eigenen Haus, der alte Gauner, wenn ich ihm nit sein' Willen thu' . . ."

Daß er ausgegangen war, um seine Wiesen zu besehen, hatte er längst vergessen. Ziellos schritt er dahin und kam auch an der baufälligen Hütte des Türkenveit vorbei, aus deren Thür ihm das Eulengesicht des Inwohners boshaft nachgrinste. Er achtete gar nicht darauf. Er zerbrach sich den Kopf, was er anfangen solle in dieser fürchterlichen Lage.

Endlich kam er zu dem Ergebnis, Rosel müsse sich fügen. Was der alte Fuchs heute über die Liebe und den Wohlstand gesagt hatte, war am Ende gar nicht so ohne. Der junge Fuchs, der Martin, ließ sich wohl auch noch zurechtbiegen. Eine kluge Frau vermag viel über den Mann, und eine kluge Frau würde die Rosel wohl werden, das wohl. Wenn man's recht betrachtete, war's eigentlich das Beste für das Mädel, wenn sie den Martin nahm. Daß der Mensch zu seinem Besten gezwungen werden muß, kommt öfter vor.

Als er sein Herz so weit verhärtet hatte, kehrte er um. Er wollte schnurgerade nach Hause gehen und gleich reden mit ihr. Dann hatte er's überstanden und sie mehr Zeit, sich mit der Sache abzufinden. Wenn man dem Hund die Ohren schon abschneiden muß, dann nur einen raschen, scharfen Schnitt thun, nicht erst herumzittern.

Als er zu Hause ankam, war ihm freilich wieder nicht allzuwohl zu Mute. Aber eben darum, um aus diesem unleidlichen Zustand so rasch als möglich herauszukommen, ging er sofort ans Werk und ließ Rosel rufen.

Als sie vor ihm stand und ihn aus den großen blauen Augen fragend ansah, zog er die Brieftasche hervor und wühlte in den Geldscheinen, die er aus Großsiegling mitgebracht hatte. Ein paar Hundertguldennoten reichte er Rosel.

„Das hast. Damit ein Geld in der Hauskasse is, wenn wieder einer mit einer Rechnung kommt."

Das Mädchen starrte auf die gespickte Brieftasche, als ob es seinen Augen nicht trauen könne. „Jesus — Vatter, das viele Geld! Wo haben Sie's nur herkriegt, so g'schwind?"

„Vom Valentin Fuchs in Siegling drüben," antwortete Rieder. „Ich hab' doch vorsorgen müssen; wenn der Ferdinand so weit is, daß man mit ihm reden kann, wird er sein' Lohn wollen und das andere."

Rosels Gesicht hatte sich verdüstert, als sie den Namen des Geldgebers hörte. Rieder sah es wohl, aber er redete trotzdem weiter. Es drängte ihn eben, der Sache ein Ende zu machen.

„Uebrigens das hab' ich dir noch gar nit g'sagt: heut hab' ich ein' Brief 'kriegt, daß ich die Ennsbergsche Hypothek in drei Monaten zurückzahlen muß. Dreißigtausend Gulden."

Rosel fuhr zusammen. „Herrgott! — Und das Geld wollen S' auch vom Fuchs nehmen, Vatter?"

„Von wem denn sonst?“ fragte der Bauer barsch. „Hat sonst doch keiner was, und die was haben, geben nix her.“

„Aber dann g'hört ja der halbe Hof dem Menschen!“ klagte das Mädchen.

Rieder nickte. Dann sagte er langsam, wobei er es beharrlich vermied, seinem Kinde ins Gesicht zu sehen: „Mehr als der halbe Hof — der ganze. Wenn's dem Fuchs beliebt, kann er im September das ganze Anwesen versteigern lassen, und was dafür einkommt, langt noch nit einmal, die Schulden, die drauf sind, zu zahlen. Dann sind wir Bettelleut' und noch was Schlimmeres — Kridamacher sind wir. Vielleicht muß ich gar ins Gefängnis, wie ein betrügerischer Kaufmann, der die Leut' um das Ihrige 'bracht hat.“

Nun war Rosel schneeweiß im Gesicht. Mit weit aufgerissenen, angstvoll herumirrenden Augen sah sie dem Vater ins Gesicht, der ihrem Blicke beharrlich auswich.

„Das . . . das is ja schrecklich!“ stotterte das gequälte Mädchen endlich mit stockender Stimme hervor. „Und . . . und giebt's denn kein Mittel? Gar keins?“

„O ja,“ murmelte der Vater kaum hörbar und sah dabei beharrlich zu Boden. „Ein Mittel giebt's schon. Aber nur eins.“

„Sagen Sie's, Vatter!! Sagen Sie's!“

„Du mußt — den Martn Fuchs heiraten.“

Eine Weile war es nun so lautlos still zwischen den beiden, daß man den Holzwurm in der Zimmerwand picken hörte, wie mitten in der Nacht. Endlich hob Rieder, auf den dieses Todesschweigen drückte wie ein bleierner Mantel, scheu die Augen und sah seine Tochter an.

Rosel stand wie eine Bildsäule da. Ihre Arme hingen schlaff herunter an dem eng anschließenden, halb städtischen Waschkleidchen, das sie trug. Ihr Gesicht war blaß und

starr, wie von Stein gehauen, zwischen den hübschen Brauen saß eine tiefe Falte.

Endlich brach sie das Schweigen. Mit harter, metallisch klingender Stimme fragte sie: „Der Fuchs hat Ihnen das Geld wohl nur unter der Bedingung gegeben, Vatter?"

Mühsam antwortete der Bauer: „Das nit. — Aber ein Papier über das Doppelte hat er mich unterschreiben lassen. Und dann hat er mir g'sagt, daß das präsentiert wird, in drei Monaten, zusammen mit der fälligen Hypothek, wenn ihr zwei bis dahin nicht verheirat' seid."

Rosel nickte. Die Falte zwischen ihren Brauen war noch tiefer geworden. „So schnell soll das gehen!" sagte sie schneidend. „Und Sie haben zu dem Handel ja g'sagt, Vatter? Wissen Sie nit, was für ein Mensch der Martin is? Daß er nit grad schön is, das macht nix. Man g'wöhnt sich dran. Aber ein liederlicher, schlechter Kerl is er. Das wissen ja alle Leut'."

Rieder zuckte die Achseln. Als er antwortete, grollte in seiner Stimme schon etwas wie Aerger darüber, daß der peinliche Auftritt so lange hingezogen wurde. „Mein Gott! — Junge Leut' woll'n si' halt austoben," sagte er. „Uebrigens werden grad solche wilde Burschen die besten Ehemänner."

„Sie haben Ihnen das ja recht schön z'rechtg'legt, Vatter," antwortete Rosel leidenschaftlich. „Wenn Sie no' eine Weil' so fortreden, so muß ich mich noch bedanken dafür, daß ich den — — den Martin Fuchs heiraten darf. Wenn ich aber schon ein' andern gern hätt', wie wär's dann, Vatter?"

Rieder sah betroffen auf. Zögernd meinte er: „Wenn er Geld g'nug hätt', daß er mi' loseisen und den Riederhof erhalten könnt — —"

„Vielleicht is's ein ganz Armer, der, den ich im Sinn hab'," unterbrach ihn Rosel.

Da ging mit Franz Rieder eine eigentümliche Veränderung vor. Alles Scheue und Schuldbewußte wich aus seiner Miene und seiner Haltung. Seine Stirnadern schwollen, sein Gesicht rötete sich, die Augen schossen Blitze. Wütend polterte er los: „Was? An ein' Bettelbuben willst dich hängen? Jetzt, wo die ganze Hoffnung von dein' alten Vatern auf dich g'setzt ist? Hab' ich dich dazu auf'zogen? Aber ich will dir was sagen: zwingen kann ich di' nit — du bist im stand und brennst mit dein' Stromer durch. Aber daß du's weißt: an dem Tag', wo sie mir's Haus über'm Kopf weg verkaufen, und ich obendrein noch als ein Schwindler vor die Leut' steh', der Schulden macht, die er nit zahlen kann, an dem Tag' brenn' ich mir eine Kugel ins Hirn. Wenn du dann neben meiner blutigen Leich' mit dein' Kerl Hochzeit machen willst, kannst es thun. Z'samm'passen thut ihr ja hernach: du hast nix, er hat nix. — Aber hüt' di', Dirn', daß ich nit früher erfahr', wer's is! Die Knochen im Leib brech' ich ihm . . ."

Da warf er einen Blick in Rosels Gesicht und verstummte. Aus diesen vor einer Viertelstunde noch so weichen Zügen, die jetzt so spitz geworden waren, sah ihm so viel bitteres Herzeleid und so viel ätzende Verachtung entgegen, daß die Kolophoniumblitze seiner künstlich entflammten Wut plötzlich versagten.

Weinerlich stotterte er: „Aber na, na, na, . . . gelt, mei' Roserl, so was thust mir nit an? — Bist ja immer mein gut's Kind g'wesen. Nur schrecken hast mi' wollen da zuvor, gelt? Weil ich dich halt hätt' fragen sollen, bevor ich so was ausg'macht hab'. — Ich hätt's ja auch 'than, Roserl, das kannst mir glauben. Aber es is halt alles so auf einmal über mich 'kommen, heut. — Erst die G'schicht mit dem Ferdinand, dann die Hypothek . . . wie vor'n Kopf g'schlagen bin ich dir g'wesen. Und das

hat sich der verdächtige Gauner, der alte Fuchs, halt zu nutzen g'macht und hat mir die Schlinge über'n Kopf g'worfen. — Geh, sag doch was, Roserl! Sag, daß d' mi' nur schrecken hast wollen. Du hast kein' Schatz, gelt, nein? — Und wann d' ein' hast — ich will gar nit wissen, wer's is, dann giebst ihm den Laufpaß und nimmst den Martin, gelt, mein lieb's Dirndel? Du wirst ja nit wollen, daß so viel Elend und Schand' über dein' alten Vatern kommt. Sie thät' ja auch über dich kommen, die Schand'..."

Er versuchte Rosel an sich zu ziehen, seine Arme griffen aber in die leere Luft. Das Mädchen war, sowie es die Absicht des Vaters merkte, hinter den Tisch geflüchtet, der inmitten des Zimmers stand.

„Wann kommt mein Herr Bräutigam?" fragte sie, ohne den Vater anzusehen.

Rieder schluckte. „Am ... am Sonntag ... haben s' g'meint ..."

„Gut. Ich werd' ja sagen. Bis dahin aber reden wir nicht von der Sache."

Sie eilte aus dem Zimmer. Als die Thür hinter ihr ins Schloß gefallen war, zog Rieder sein Taschentuch und betupfte sich die feuchte Stirn. „Gott sei Dank!" seufzte er, „daß das vorbei is!" Und gerührt fügte er hinzu: „Sie dauert mich. Aber kann ich ihr denn helfen?"

Er schüttelte wehmütig den Kopf und zog dabei eine Zigarre hervor, der er die Spitze mit vieler Sorgfalt abschnitt, um das feine Deckblatt nicht zu beschädigen. Dann zündete er den Glimmstengel an und ging rauchend auf und ab.

„Ist doch gut, daß ich immer so stramm auf die Sachen losgeh'," dachte er selbstgefällig. „Jetzt bin ich's los, die z'widere G'schicht. Und die Rosel wird sich schon drein finden. Wird schon. Aber neugieren thät's mich

doch, ob s' wirkli' ein'n hat, d' Rosel, oder ob das nur so g'redt war von ihr?" —

Die Rosel hatte sich in ihr Zimmerchen geflüchtet, sich auf das Bett geworfen und sich zunächst einmal recht gründlich ausgeweint. Als der Krampf, der sie geschüttelt hatte, nachließ, erhob sie sich mühsam, zündete die Lampe an — es war inzwischen tiefe Dämmerung geworden — und schrieb einen Brief:

„Mein innig geliebter Karl!

Komm sofort zu mir. Steige aber nicht im Ort ab, sondern drüben in Gopfing. Wenn Du da ein Boot nimmst — das ist nicht auffallend, alle Fremden, die drüben wohnen, rudern — und nach der alten Waldkapelle, die man von drüben sieht, zuhältst, so kommst Du etwas oberhalb der Hütte des Türkenveit an unser Ufer. Auf der Straße, die an der Hütte vorbei in den Wald führt, werde ich Dich übermorgen abend neun Uhr erwarten. — Heute schreibe ich nur so viel, daß sich meine schlimmsten Befürchtungen zu erfüllen scheinen. Mehr kann ich nicht schreiben, denn der Kopf schmerzt mich zum Zerspringen. Entschuldige darum auch die schlechte Schrift.

Es küßt Dich innig

Deine traurige Rosel."

Sie überlas den Brief und schob ihn dann in einen Umschlag, den sie sonderbarerweise nicht an einen Herrn, sondern an ein Fräulein Marianne Gruber in Linz an der Donau adressierte. Das war offenbar von dem „innig geliebten Karl" so eingerichtet worden, damit man auf die vielen an einen und denselben Mann gerichteten Briefe von der Hand der Rieder-Rosel nicht aufmerksam würde.

Als der Brief geschlossen war, weinte das Mädchen noch einmal ein bißchen. Dann blies es die Lampe aus und lief davon, um das Schreiben in den Postkasten zu stecken.

Als sie auf die Straße trat, umheulte sie lautes Gelächter und Geschrei. Die liebe Dorfjugend war wieder einmal hinter dem Türkenveit her. Der lief in seiner sonderbaren Gangart dahin, ohne nach den Buben umzusehen, die johlend hinter ihm drein tanzten. Nur manchmal schlug er mit seinem Handstock, natürlich ohne jemand zu treffen, nach hinten. Die Bauern und Bäuerinnen, die rechts und links der Straße in ihren Hausthüren lehnten, lachten breitmäulig über das Schauspiel.

Rosel aber schoß das helle Blut in die Wangen, und sie trat der lärmenden Kinderschar zornig entgegen: „Ihr nixnutzig's Volk! Fürchtet ihr euch nit der Sünd', so ein' alten Mann ausz'spotten?"

Die größeren Jungen wichen in tiefem Respekt vor der Großbauerntochter stumm zurück. Nur ein kleiner Hosenmatz, der solche weltliche Rücksichtnahme noch nicht kannte und das S nicht aussprechen konnte, plärrte in der hintersten Reihe den Hetzruf weiter:

„Ksch . . . ksch! Alter Lufttschauberer! — Ksch . . . ksch . . . ksch . . . Heckschenmaschter!"

Da merkte der Knirps auf einmal, daß er allein weiterschrie. Sofort schwieg er betreten, und einen Augenblick später flüchtete er heulend nach seinem Vaterhause.

Rosel war indessen neben dem Türkenveit weitergegangen, um ihn davor zu behüten, daß die Buben die Verfolgung wieder aufnahmen. Aber ihr graute schrecklich vor den wirren Reden, die er halb zu ihr, halb vor sich hin meckerte und dazu immer wieder so schrecklich gröhlend und pfeifend lachte:

„Bist do' ein guet's Mädel, mei' lieb's Annerl. — Nur schad', daß d' jetzt alles büßen mueßt, alles büßen. Und sauber bist wieder, Dirndel. — Vor achtz'g Jahr', weißt no', wie wir am Kir'tag 'tanzt haben miteinand', wir zwa? — Da hab' i freili' besser paßt zu dir wie

heut . . . besser paßt, ja. — Aber der ander' war dir do' lieber, der ander', den d' Fisch g'fressen hab'n dafür . . ."

Rosel fürchtete sich so sehr, daß sie froh war, als sie den meckernden und grinsenden Kobold abschütteln konnte. Was er mit seinen tollen Reden etwa meinte, daran dachte sie nicht einmal. Der Alte war eben ein Narr. Sie aber hatte andere Dinge im Kopfe.

3.

Die hilfreiche That Rosels oder Annerls, wie er sie beharrlich nannte, hatte auf den Türkenveit tiefen Eindruck gemacht. Er haßte und fürchtete nichts so sehr als die Straßenjungen, die ihn verhöhnten und äfften und ihn mit Schmutz und Steinen bewarfen. Und von denen hatte Rosel-Annerl ihn heute befreit.

Während er durch den immer dunkler herabsinkenden Abend seiner Hütte entgegenstolperte, redete er immer aufgeregter in die Nacht hinaus.

„Do' ein gut's, lieb's Dirndel, d' Annerl. — Und jetzt soll s' mit'm Bettelstecken wandern. — Wenn i ihr nur helfen kunnt! — Mit'm Pfarrer kunnt i vielleicht reden. — Aber na, mit'm Pfarrer nit. Der fangt mir wieder vom Beichten an. — Und beichten thu' i nit — i nit. — Erst bei der letzten Oelung, wann er nimmer so viel fragen kann. — Denn vergeben will i's nit. Was kümmert's mi'? Hab' i's eingraben? — Na. — Hab' i's ausgraben? Aa nit. — Nur g'hüt' hab' i's so viele, viele Jahr'. Soll's unten liegen bleiben. Hab' i nix g'habt davon, soll koa anderer aa nix hab'n . . ."

Diese wunderlichen Sätze wiederholte er immer und immer, auch als er längst in seiner Hütte stand, die blakende kleine Lampe angezündet und aus dem in Zeitungspapier gewickelten Pakete die Einkäufe hervorgeholt hatte, um derentwillen er heute ins Dorf geschlichen war: eine

grobe Wurst, ein kleines schwarzes Brot, etwas billigen Käse. So gierig er sonst nach solchem Gange über die frische Nahrung herfiel, die er sich seit Wochen nur einmal holte, heute aß er kaum von all den lockenden Dingen, so arbeitete und wühlte es in ihm.

„... Helfen möcht' i ihr do', der Annerl."

Als er das zum zehntenmal vor sich hin murmelte, regte sich der Falke auf seiner Sitzstange. Er griff mit den Fängen nach rechts und nach links, blies die Federn auf, zwinkerte im Lampenlicht mit den Augen und gab ein paar knurrende und krächzende Töne von sich.

Den Türkenveit packte eine ungeheure Angst. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er nach dem Vogel. „Alle gueten Geister!" stammelte er. „Is's dir nit recht, Peterl? — Oder heißt du am End' gar nit Peter? — Sitzt 'leicht nit der Ritter vom Hoheneggstein in dir, sondern mein Wastel-Brueder? — Bist du der Wastel, ja? — Und dir is's nit recht, daß ich der Annerl helfen will? — Weil s' do' schuld war, daß du 'nunter hast müssen in d' Donau, zu die grauslichen Fisch', in deine jungen Jahr'? — Geh, geh, geh, geh, Wastel — sei guet! — I will's ja scho' nit thuen, wenn's dir nit recht is..."

Der Vogel hatte längst wieder den Kopf unter die Fittiche gesteckt und träumte, der Alte aber sah immer wieder furchtsam nach ihm hin. Als er mit seiner Mahlzeit, an die er sich endlich gemacht hatte, fertig war, streute er das Mäusefutter reichlicher als sonst aus; damit der Falke Peter, der möglicherweise auch Wastel heißen konnte, morgen ganz gewiß ein reichliches Frühstück habe, stellte er vier Topffallen statt der gewöhnlichen drei auf und legte sich dann schlafen.

Am anderen Morgen piepte und raschelte es richtig unter allen vier Töpfen. Sowie der alte Mann sich er-

hob, sprang auch der Falke von seiner Stange und kauerte sich auf den Boden, die Federn gesträubt, die glühenden Augen unverwandt auf seinen Herrn gerichtet.

Der lachte und meckerte vor Freude. „Bist wieder gut, Wastel? — Is brav von dir. — Sollst dafür auch Mauserl haben, zwei, drei, vier Mauserln. Paß nur schön auf — glei' wer'n s' laufen!"

Er kauerte sich nieder und schob behutsam den ersten Topf in die Mitte des Zimmers. Unter dem Gefäße piepte und pfiff es ganz erbärmlich dabei. Als der Alte den Topf aufhob, saß eine große Maus da, die im Lichte einen Augenblick wie hypnotisiert sitzen blieb, um dann blitzschnell nach der nächsten schirmenden Ecke zu huschen.

Der Falke aber war schneller als sie. Auf den Fängen hüpfend, mit dem gesunden Fittich schlagend, stürzte er ihr nach und erhaschte sie gerade in dem Augenblicke, bevor sie unter der wurmstichigen alten Truhe im Fensterwinkel verschwand. Das Tierchen pfiff noch einmal durchdringend auf, dann knackte sein feister Körper im Schnabel des Feindes. Der Falke kröpfte gierig und kehrte dann erwartungsvoll auf seinen Platz neben dem Alten zurück, um auf den zweiten Gang seiner Mahlzeit zu warten.

Der Vorgang wiederholte sich bei jedem Topfe. Unter dem vierten schossen gar zwei Mäuse hervor, vielleicht ein Liebespaar, das an dem leckeren Speckstückchen, das als Lockspeise diente, sein Hochzeitsmahl hatte halten wollen. Der Vogel, der auf diese Ueberraschung nicht gefaßt war, erwischte nur die eine der Mäuse. Die andere entrann entsetzt piepsend ihrem Schicksal.

„O je," sagte der Türkenveit bedauernd, „jetzt is die fort. — Hast nit ordentlich auf'paßt, Wastel. — Na, macht nix, wir kriegen's scho' wieder, 's Mauserl."

Er humpelte zur Thür und öffnete sie. Der Vogel hüpfte hinaus. Der alte Mann schloß die Thür wieder

und humpelte dann an den Ofen, hinter dem er ein Fläschchen Schnaps hervorholte. Das hielt er gegen das Licht, bezeichnete sich mit dem Daumennagel die Stelle, bis zu der zu trinken er sich erlaubte, und ließ dann, den Kopf zurückbiegend, genau die abgemessene Menge der belebenden Flüssigkeit in seinen Hals rinnen. Darauf wurde die Flasche mit großer Umständlichkeit wieder verstopft und an ihren Ort hinter den Ofen zurückgestellt, und Vett ging hinaus, um sich am Brunnen zu waschen.

Darauf kam das Hauptereignis des Morgens. Mit vor Begier glänzenden Augen kramte der Alte aus der Tischlade eine kurze, fast schwarze Pfeife und den Tabaksbeutel hervor. Der Kopf wurde sorgsam gereinigt und dann mit dem Quantum Tabak gefüllt, das sich der Türkenveit täglich gestattete. Es war wenig mehr als eine halbe Pfeife voll.

Solange er rauchte, blieb er in der Stube. Draußen im Freien zu rauchen hätte er für Verschwendung gehalten. Da nahm der Wind die Rauchwolken mit sich fort. In der Stube blieben sie um den Türkenveit herum in der Luft schweben, was den Genuß verlängerte.

Als das letzte Rauchwölkchen aus der rasselnden Pfeife gesogen war, hatte die Morgenthätigkeit des Einsiedlers ihr Ende erreicht.

Er ging hinaus und setzte sich auf die Bank neben seiner Thür in die Sonne. Da hockte er, im hellen Morgenlichte noch urälter aussehend, als er ohnehin war, und blinzelte auf den blaugrauen, schier unübersehbar breiten Strom hinaus, in dem die Wogen sich dahinschoben wie die Lebenstage des Türkenveit. Eine gleich der anderen, und immer wieder kam eine neue heran, endlos, endlos ... Dazwischen spähte er öfters einmal nach dem zerbröckelnden Gemäuer auf dem Hoheneggstein, das sich so scharf von dem hellen Himmel abzeichnete, und

lauschte dann wieder auf die dunklen, wirr durcheinander raunenden und schwatzenden Stimmen in seinem Innern.

Gegen Mittag zu kam Rosel vorüber. Sie war vom Hause fortgelaufen, um sich wenigstens den Ort anzusehen, an dem sie sich morgen mit ihrem Liebsten treffen wollte, vielleicht zum letztenmal für das ganze, lange Leben. Das Mädel sah nicht nach dem Türkenveit, als es auf der anderen Seite der Straße an der Hütte vorüberkam. Ihr lag das Grauen noch in den Gliedern, das er ihr tags zuvor eingejagt hatte, und der Alte hielt den Kopf auf die Brust gesenkt und that, als bemerke er die Rosel nicht. Ihretwegen hatte er sich ja gestern die Ungnade seines Lebensgefährten zugezogen. Als sie aber vorüber war, blinzelte er ihr doch nach, solange er sie aus den Augenwinkeln, ohne das Haupt zu wenden, sehen konnte.

„Die Annerl!" seufzte er im stillen. „Wenn i ihr helfen könnt'! — Aber st! — I darf ja nit."

Und er sank tiefer in seine halbverrückten Grübeleien.

Die Sonne stieg und neigte sich wieder, die Schatten wurden länger und länger, der Türkenveit saß auf seinem Platz, ohne sich zu regen. Die Holzarbeiter zogen wieder vorbei, die Stummelpfeifen im Mundwinkel, auf den Schultern Axt und Säge. Heute grüßte den Alten vor seiner Hütte keiner, und der that, als sähe er die Leute nicht. Dann folgte der Abend mit seinen Verrichtungen. Der Falke wurde mit Koseworten herbeigelockt und in die Hütte gebracht, das Abendbrot aus der Tischlade geholt, Mäusefutter ausgestreut, und endlich lag der Türkenveit wieder auf seinem Hundelager und träumte den nämlichen Traum, den er seit unzähligen Jahren jede Nacht träumte. Im Mondlicht glitzernde Wellen um einen Kahn her; in dem stand ein Bursch und starrte entsetzt auf ein von unendlicher Angst verzerrtes Menschengesicht, das vor ihm aus dem Wasser emportauchte. Um den Kopf des

Ertrinkenden herum schwärzlich huschende Fischgestalten, große und kleine. Hie und da reckte sich ein schuppenglänzender Fischkopf empor, mit häßlichen starren Augen und schnappendem Maule.

Der Alte kreischte im Traum. Und langgezogen wimmernd folgte der Ruf: „O Annerl! Annerl!!" —

Des anderen Morgens, als der Türkenveit eben wieder aus seiner Hütte gekrochen war und sich auf die Bank gesetzt hatte, fiel ihm ein junger Mann auf, der vom Walde her die Straße herabspazierte. Der Alte betrachtete ihn nach seiner Gewohnheit neugierig, solange er konnte, ohne daß der andere es gewahr wurde, und wandte den Kopf weg, als der Mensch herankam. Ein Fremder, wohl aus Gopfing drüben über der Donau. Da wohnen welche und die kommen manchmal herübergerudert, um sich die Ruine anzusehen.

Der junge Mann, der für einen Menschen, welcher zu seinem Vergnügen spazieren geht, ein gar trauriges Gesicht machte, ging aber nicht vorbei, sondern kam auf den Alten zu.

„Guten Morgen!" sagte er mit einer Stimme, die auch nicht gerade lustig klang. „Wollen S' mich nicht da auf Ihrer Bank ein bissel rasten lassen?"

Der Türkenveit hob überrascht den Kopf. Ein solches Verlangen hatte lange niemand mehr an ihn gestellt. Als er sich den so sonderbaren Menschen, der neben dem gemiedenen Türkenveit sitzen wollte, aber genau ansah, durchfuhr es ihn so sonderbar, daß er zusammenzuckte. „Ja, was wär' denn dös?" murmelte er, während er nach dem äußersten Ende der Bank rutschte, um dem jungen Herrn Platz zu machen. „Was wär' denn dös?"

Der Fremde ließ sich nieder und sah eine Weile schweigend auf das Wasser hinaus. Der Alte regte sich auch nicht; aber er ließ seinen Nachbar keinen Moment aus

den Augen. Scharfsichtig trotz seiner hundert Jahre, sah er es den Augen des Herrn an, daß sie geweint hatten; aber das merkte er nur so nebenbei. Was ging's ihn an, ob solcher junge Laffe heulte oder lachte. Aber dieses Gesicht, woher kannte er nur dieses Gesicht, das ihn so vertraut anmutete, und das er doch nie gesehen hatte, nie gesehen haben konnte, denn der Fremde zählte kaum dreißig Jahre? In der Gegend war er nie gewesen, der Türkenveit aber wohnte seit sechzig Jahren hier in der Hütte.

„Dös G'sicht!“ murmelte der Alte und wühlte in seinem versteinerten Gedächtnis, um eine tiefbegrabene Erinnerung, die jetzt auf einmal aus ihrem Grabe wollte, heraufzuholen.

Da begann der Fremde: „Sie sind wohl der hundertjährige Mann, der in der Gegend der Türkenveit genannt wird?“

Jetzt meinte der Alte auch die Stimme des Fremden schon gehört zu haben. Aber wo? Wo? Er riß die Augen weit auf und bohrte sie förmlich in das Gesicht des Fremden. Seine braunen, dürren Hände zitterten dabei, sein Atem keuchte.

„Wohl, wohl,“ stieß der Alte hervor. „Der bin i scho'. Aber den Türkenveit heißen s' mi' nur so. Eigentlich heiß' i Veit Schallngruber.“

Aengstlich forschte er in den Zügen des jungen Mannes, ob dem der Name wohl irgendwie auffallen würde.

Der Fremde verzog aber keine Miene in seinem traurigen Gesicht. „So?“ sagte er. „Ich heiß' Mader, Karl Mader.“

Mader! Auch dieser Name schlug so sonderbar bekannten Klanges an das Ohr des Alten. Mader... auf einmal leuchtete es in dem Dunkel seines ringenden Gedächtnisses auf wie ein Blitz. Jetzt wußte er, woher er den Namen kannte. Und das Gesicht und die Stimme

— Gesicht und Stimme und Gestalt ... in allem war der Fremde der ganze Wastel Schallngruber, als wäre er dem Grabe entstiegen, dem nahen Grabe in der Donau. Und der Name! Hieß nicht jene Frau in Wien so, die ...?

Die Aufregung war zu viel für den alten Mann. Er lehnte sich aufstöhnend an die Wand hinter ihm und wäre von der Bank gefallen, hätte ihn nicht der Fremde, endlich auf das sonderbare Gehaben des Greises aufmerksam geworden, festgehalten.

Die Anwandlung währte aber nur ein paar Minuten. Dann richtete sich der alte Mann wieder auf und sagte mit schwacher Stimme: „Warten ... da warten! — Nit glauben, daß i verrückt worden bin! — Bist ja mein Bub'. — Aber nein, mein Bub' hat ja Wastel g'heißen. — Wie is denn nachher das? — Mein Enkerl bist. Ja, freilich. Mein Enkerl. — Is ja scho' so lang her seitdem ... so lang ... Wart, Büberl, wart! — I muß mir was holen ..."

Er stand mühsam auf und wackelte zitternd und mit sich selbst redend in die Hütte.

Der junge Mann saß da und starrte dem sonderbaren Alten nach wie im Traum. Hatte der nicht gesagt, er wäre sein Enkel? Bah, davon hätte er doch auch etwas wissen müssen. Der Alte war wohl verrückt. Hundert Jahre ... das ist ein so tiefer Zug aus dem Becher der Zeit, daß die Sinne davon wirbelig werden müssen. ...

Da pochte es hinter ihm an die Fensterscheibe. Er wandte sich um und sah hinter dem erblindeten Glase undeutlich das Eulengesicht des Alten und sein weißes Haar. Er schien ihm zu winken, doch hereinzukommen.

Als Karl Mader in das Zimmer trat, prallte er vor dem Geruch, der ihm entgegenströmte, entsetzt zurück. Der Türkenveit aber faßte ihn mit beiden Händen am Arm und zog ihn an den Tisch

„Da . . .“ krächzte er mit erlöschender Stimme, „da . . . lesen thu' . . . i kann nimmer . . . mir schwimmt alles vor die Augen . . .“

Jetzt gewahrte der junge Mann erst ein Stück Papier, das auf dem schmutzigen Tische lag. Auf wankenden Beinen — die Aufregung des Alten hatte sich nun auch ihm mitgeteilt — trat er hin und beugte sich darüber.

Es war ein alter Trauschein. In den hakigen Schriftzügen unserer Urgroßväter bescheinigte er, daß der Junggeselle Veit Schallngruber aus Gopfing in Niederösterreich am 15. Juli 1823 mit der Jungfrau Barbara Mader aus Linz in Oesterreich ob der Enns in der Pfarrkirche zur heiligen Brigitta in Wien die heilige Ehe geschlossen habe.

„Glaubst es jetzt, Büberl?“ kreischte der Türkenveit. „Mein Enkerl bist! — Mein Enkerl! — Und ausschau'n thust wie der Wastel,“ fügte er schaudernd hinzu.

Mader mußte sich an dem Tische festhalten, um nicht zusammenzubrechen vor Aufregung und von der Uebelkeit, die ihm die Stickluft des Zimmers verursachte. Dieser unheimliche, häßliche, uralte Zwerg, der in der Höhle da hauste, sollte sein Großvater sein? — Aber es stimmte. Seine Großmutter hatte Barbara geheißen, Barbara Mader, nach ihren Eltern, und in der Familie gingen allerlei Gerüchte über den Grund, aus dem sie, die in Wien geheiratet, sich von ihrem Manne getrennt und ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte. Und sein Vater hieß Sebastian.

Der junge Mann wurde aus seiner Starrheit durch die Stimme des Türkenveit geweckt. Der hatte die Hand seines Enkels ergriffen und hielt sie zärtlich zwischen seinen Fingern, die sich anfühlten wie hartes, mit rauhem, trockenem Leder bezogenes Holz.

„Mein Enkerl!“ stammelte er dabei. „Mein Enkerl! — Sag, lebt denn dein Vater noch, der Wastel?“

„Der is vor zwei Jahren g'storben," antwortete der junge Mann leise.

Der Türkenveit nickte. „G'storben! — Ja natürli', sie sterben ja alle weg, alle. — Nur i muß immer fortleben, wie der ewige Jud'. Wegen meiner Sünd'. Wegen meiner großen Sünd'."

Er murmelte irgend etwas Unverständliches, während er immerfort die Hand Maders streichelte, scheu und behutsam, als fürchte er, sie könne ihm plötzlich unter den Fingern entschwinden, und alles wäre nur geträumt.

Und unter dieser scheuen, demütigen Liebkosung begann sich in das Grauen, das den Enkel erfüllte, etwas wie eine sonderbare Neigung zu dem uralten Männchen zu mischen. Mader erwiderte den Händedruck des Alten und wunderte sich dabei über sich selber. „Die Stimme des Blutes," dachte er erschüttert.

Da begann der Alte wieder lauter zu reden. „Also mein Enkerl bist d'. — Jetzt müßten wir uns eine Menge erzählen. — Aber mir is gar nit gut. — So schwach. — Nur eins sag' mir noch: wie kommst jetzt auf einmal daher? — Gelt, die Rieder-Rosel is dei' Schatz?"

Mader blickte erstaunt auf. „Ja. — Aber woher wissen S' — weißt du das, Großvater? Hat's dir die Rosel erzählt?"

Der Alte schüttelte den Kopf. „Nix hat s' mir erzählt. — Aber wenn eins so alt wird, bald hundert Jahr', dann weiß er allerhand, was ihm niemand sagt. — Also die Rieder-Rosel — ihretwegen bist du daher 'kommen. — Ja, ja, so hat's kommen müssen, grad so . . ."

Er verfiel wieder in sein Murmeln. Dann sagte er: „Geh jetzt, geh. — Aber erst hilf mir zu mein' Bett dort in der Eck'. — Ein schön's Bett, was? — Graust dir nit vor dein' Großvater?"

„Aber Großvater!" sagte der in ziemlicher Verlegen-

heit, während er den Alten, der umzusinken drohte, mit beiden Armen stützte.

„So, so! — Ich dank' dir auch schön. — Und jetzt geh nur, geh. — Ich muß mi' erst ausrasten und ein bissel Ordnung machen in mein' armen Kopf. — Du, da drin is eine schöne Unordnung eing'rissen in die langen, langen Jahr. — Das muß i alles ein bissel z'recht rucken. — Und nachdenken, ob i dir nit was helfen kann . . . dir und der Rosel, die der Annerl grad so gleich schaut wie du dem Wastel. — Das verstehst du nit, gelt? Ich werd' dir's schon erzählen, dir und der Rosel. Wenn's sein kann, so kommt her heut auf d' Nacht, alle zwei. — Derweil werd' ich mich ausg'rast' haben . . . ausg'rast'."

Er verfiel in Schlummer. Karl Mader stand eine ganze Weile an seinem Bette und sah mit einem Herzen, in dem sich Grauen, Zuneigung und ein unendliches Erstaunen durcheinander drängten, auf den schlafenden Alten. Und je mehr er hinsah auf das uralte Gesicht, desto stärker wurde ein eigentümliches, unbegreifliches Gefühl in ihm. Eine wahnsinnige, durch nichts begründete, aber auch durch keine Ueberlegung zu verdrängende Hoffnung, daß nun alles gut werden müßte, kam über ihn. War da nicht ein Wunder geschehen? An dem Orte, an den er mit Verzweiflung im Herzen gekommen war, von einem verzweifelten Briefe seiner Geliebten gerufen, an diesem Orte hatte er einen uralten Vorfahren gefunden, von dem er nie gewußt hatte, der nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gar nicht mehr am Leben sein konnte. War das nicht ein Wunder? Solange aber Wunder geschehen, war kein Grund zum Verzweifeln.

Endlich riß er sich los und verließ die Hütte. Leise klinkte er die Thür auf und zog sie hinter sich wieder zu, um den Schlaf des Alten nicht zu stören. Als er draußen im hellen, klaren Sonnenscheine stand, fiel die

Märchenstimmung freilich zum größten Teile wieder von seinem Herzen ab. Er sagte sich seufzend, daß trotz des wunderlichen Ereignisses der letzten Stunden seine Lage genau so übel sei wie früher. Aber es war eigentlich nur sein Kopf, der sich das sagte. Das Herz wollte nichts davon hören und behielt jenes unerklärliche Sicherheitsgefühl, das er sich in der schmutzigen, baufälligen Hütte da hinten geholt hatte.

Und aus diesem Sicherheitsgefühl kam eine gewisse Keckheit. Mader wagte sich in das Dorf Eggstein hinein, das er nach Rosels Wunsch doch meiden sollte, und hätte das Mädchen vor aller Welt begrüßt, wenn er es zufällig auf der Straße getroffen hätte. Er erwog sogar, ob er die Geliebte nicht auf gut Glück in ihrem Vaterhause aufsuchen solle.

Das ließ er aber am Ende doch sein und ging dafür in das Dorfwirtshaus. Die Wirtin war eine redselige Frau. Als der fremde Gast sich durch die Bestellung eines feinen Mittagessens, Brathuhn mit Salat und alten Gumpoldskirchener als Getränk, als ein Mann erwiesen hatte, der es verlangen durfte, daß man ihn ehre, setzte sie sich zu ihm und begann zu schwatzen. Mader brachte das Gespräch vorsichtig auf den Riederhof, und vor dem ortsfremden Ausflügler ließ die rundliche, behäbige Frau ihrer Zunge freien Lauf.

Ja, der Riederhof. Ein feines Anwesen, schon mehr Rittergut wie Bauernhof. Aber die Leute drauf, die richteten es zu Grund. Der Heutige hatte vielleicht am wenigsten schuld, obwohl er auch kein guter Wirt war. Ein Kartenspieler und Stadtfahrer war er, der gar zu gerne in Wien drin den großen Herrn spielte. Das könnte er sich ja erlauben, wenn sein Vater ein besserer Haushälter gewesen wäre. Der hatte es aber erst getrieben! Ueberhaupt die Rieder, die vor zwei Menschen-

altern auf den Hof gekommen waren — es war nichts los mit ihnen. Der Hof hatte früher Himmelbauernhof geheißen; die Himmelbauern, das waren andere Leute, ja, die wohl. Aber da hatte der letzte keinen Sohn gehabt, nur eine Tochter, und die war auf einmal an den Großknecht im Hause verheiratet worden. Böse Geschichten seien damals erzählt worden über diese Heirat. Und seitdem seien die Geschichten, die vom Niederhofe handelten, nicht zur Ruhe gekommen. Der Großvater des jetzigen Bauern, eben der frühere Knecht, sei freilich ein braver Mann gewesen. Aber der Sohn! Ein Raufer, ein Säufer und Spieler, wie's bald keinen mehr gegeben habe. Und der jetzige so jähzornig. Vorgestern hatte er erst den Großknecht, der seinen rückständigen Lohn haben wollte, fast erschlagen. Das kostet ihn wieder ein schönes Geld. Dabei stecke er ohnehin schon in Wuchererhänden und bräche fast zusammen unter der Schuldenlast....

Mader wurde bei diesem Redeschwall übel genug zu Mut. Um endlich etwas Erfreulicheres zu hören, fragte er: „Na, und die Kinder? Er wird doch welche haben, der Großbauer?"

„Die Rosel meinen S'?" fragte die Wirtin eifrig. „Ja, die is ein sauberes, lieb's Dirndel. Aber, aber," sie zog die runden Schultern hoch, „eine Niederin is die halt auch, wer weiß, was die noch anstellt! Und dazu hat s' der Alte in der Stadt erziehen lassen. Stellen S' Ihnen nur vor, lieber Herr: eine Bauerntochter, die ein Klavier hat und in die Büchle liest wie ein Komtesserl! Und erzählen thut man sich von ihr auch was."

Sie sah sich vorsichtig um, ob niemand da sei, der sie hören könne. Die Wirtsstube war leer; nur die Fliegen summten an den Fenstern. Trotzdem dämpfte die Wirtin ihre Stimme zum Flüsterton herab, als sie fortfuhr:

„Wissen S', die Leut' sagen, sie hätt' in der Stadt

eine heimliche Liebschaft ang'fangt, mit der sie sich vor ihrem Vater nit hervortraut, ein' Studenten oder so ein', der nix is und nix hat. In Linz muß er jetzt leben, denn der Postmeister find' alle Augenblick ein' Brief mit der Rosel ihrer Handschrift; der is an ein Fräulein in Linz adressiert. Na, ob das „Fräulein" nit ein' recht feschen Schnurrbart hat? — Und sehr oft kommen auch Briefe aus Linz an die Rosel. Die Adress' is freilich von einer Weiberhand, aber mein Gott, eine Adress' schreibt bald wer . . ."

Mader erschrak nicht wenig, als er sah, daß Rosels so sorgfältig gehütetes Geheimnis in aller Leute Mund war. Und wie richtig der Dorfklatsch kombinierte! Es fehlte nur, daß die Leute herausgebracht hätten, der Schatz der Rieder-Rosel sei Steueramtsassistent in Linz mit sechshundert Gulden Jahresgehalt und heiße Karl Mader, und das Fräulein, an das Rosel ihre Briefe adressierte, sei fünfzig Jahre alt und die Quartierfrau des Karl Mader, der braunes Haar und braunen Schnurrbart habe, blaue Augen und auf der linken Wange einen Schlägerschmiß. Es war einfach unheimlich.

Dagegen war er mit allem anderen, was er gehört hatte, wohl zufrieden. Nach dem Briefe Rosels hatte er gefürchtet, von Heiratsplänen zu hören, die Rieder für seine Tochter schmiede. Da die Wirtin davon nichts gesagt hatte, so war gewiß nichts derartiges im Werke. Der Schreckensbrief war also wahrscheinlich durch irgend ein neues finanzielles Unglück veranlaßt. Der Bauer stand vielleicht knapp vor dem Konkurs, und das verängstigte Mädchen wollte den Geliebten in übergroßem Zartgefühl verabschieden, um ihm nicht als gänzlich mittellose Frau den Kampf um das Dasein gar zu schwer zu machen. Den Unsinn aber wollte er ihr schon austreiben. Wozu verliebte man sich denn ineinander, als um selbander allerlei

Unangenehmes zu tragen? Heute noch trotzte er ihr die Erlaubnis ab, daß er endlich einmal mit ihrem Vater reden dürfe, und dann wurde geheiratet. Und wenn sie nichts mitbekam, als was sie anhatte. Sie wollten schon auskommen. Er verdiente ja nebenbei durch Privatunterricht, den er erteilte. Und vorrücken mußte er doch auch. Und dann hatte er jetzt ja einen Großvater. Der Alte hatte in seinem langen Leben vielleicht die Goldmacherkunst oder so etwas Einträgliches erfunden. Wenn er aber auch nichts hatte, so hatte er doch eines: das Recht, Urgroßvater zu werden, und zwar möglichst bald. Wenn einer hundert Jahre alt ist, ist es die höchste Zeit, ihm diese Patriarchenwürde zu verleihen.

Mit solchen scherzhaften Gedanken verscheuchte sich Karl Mader die Sorgen, die sich immer wieder meldeten; dann kam das Mittagbrot. Der junge Mann vertilgte das Brathuhn bis auf die Knochen und trank mit großem Behagen den trefflichen Wein. Als er vom Tische aufstand, war er so zufrieden und vergnügt, als hätte er das große Los gewonnen. Er freute sich so auf den Abend, an dem er sein armes, verängstigtes Liebchen in die Arme nehmen und ihm die Sorgen wegscherzen und wegküssen wollte.

Den Nachmittag beschloß er zu einem Ausflug auf den Hoheneggstein zu verwenden, der so lockend in das Fenster der Wirtsstube, an dem Mader gespeist hatte, hereingrüßte. Er verlangte von der Wirtin seine Rechnung und brach dann auf.

Als er auf seinem Wege an der Hütte des Türkenveit vorüberkam, stand die Bank neben der Thür leer. Der alte Mann schlief wohl noch. Mader unterließ es, nachzusehen, wobei er ihn doch nur gestört hätte, und ging weiter.

Er wanderte in dem herrlichen Buchenwalde bergwärts

nach der Ruine und war entzückt, als er oben angelangt war. Solche bröckelnde Mauerntrümmer waren ihm von jeher ans Herz gewachsen, und ein malerischeres Gewirr von eingestürzten Gewölben, geborstenen Pfeilern und rauchgeschwärzten Zinnen hatte er kaum je gesehen. Und gar erst der Turm! Der stand noch fest und trotzig, und auf seiner Innenseite waren sogar noch genügende Ueberreste der früheren Treppe, daß sich's ein guter Turner ganz wohl zutrauen konnte, hinaufzuklettern.

Karl Mader war ein guter Turner und stand bald oben auf der Zinne der Mauer, zu der sein Großvater so viele tausend Mal emporgeblickt hatte. Er sah weit über die majestätische, silbern blinkende Donau hinüber, auf der ein Dampfer scheinbar regungslos lag, aus dieser Ferne anzusehen wie ein Kinderspielzeug. Er sah in der Ferne die blauenden Höhen des Wiener Waldes, hinter denen die Stadt lag, die schöne, große, uralte und ewig junge Stadt, neben tausend anderen Dingen vor allem dadurch historisch bedeutend, daß dort vor zwei Jahren ein gewisser Herr Karl Mader ein Fräulein Rosel Rieder kennen gelernt hatte. In die Falten des grünen Hügellandes, das sich bis an jene Höhen hinzog, schmiegten sich hundert Dörfer mit lustig blinkenden Fensterscheiben. . . .

Sinnentrunken von diesem wunderschönen Nachmittage stand, als es Abend geworden war und die verabredete Stunde heranrückte, der junge Mann auf der Waldstraße, etwas oberhalb der Hütte des Türkenveit, und spähte einer Gestalt entgegen, die diese Straße vom Dorfe her heraufkam. Sein Herz klopfte. War sie's wirklich oder war es irgend ein Bauernweib, vor dem er sich besser nicht sehen ließ, wenn er in einem Dorfe, das so scharfe Zungen hatte wie die der Frau Wirtin heute, den Ruf der Geliebten nicht gefährden wollte? Dann hatte er sie er-

kannt, stürmte ihr in langen Sätzen entgegen und riß sie an seine Brust.

„Rosel!“

„Karl!“

Die beiden hielten sich in den Armen und küßten sich immer wieder in überquellender Seligkeit. Dann machte sich das Mädchen sanft aus den Armen des Geliebten los und faßte seine Hand.

„Komm!“

Die hundert Schritte bis zum Walde gingen die beiden wortlos nebeneinander her. Der Freudensturm in ihnen raubte ihnen den zum Sprechen nötigen Atem. Als sie aber im Schatten der Bäume angekommen waren, warf sich Rosel an die Brust Karls.

„Küsse mich, Karl!“ rief sie ausbrechend. „Heute darfst du's noch. — Heut zum letztenmal!“

Er faßte sie liebkosend am Kinn und bemühte sich, ihr ins Gesicht zu sehen. „Du kindisches Mädel! — Zum letztenmal? Warum denn?“

„Weil ... weil mein Vatter mich verkauft hat,“ schluchzte sie.

Da fiel die ganze Zentnerlast der Angst und des Schreckens, der aus ihrer Stimme bebte, auch auf das eben noch so fröhliche Herz des jungen Mannes. Verstört fragte er: „Verkauft?“

„Jawohl, verkauft,“ wiederholte das Mädchen düster. „An den Wucherer, der ihn leider Gott's in den Klauen hat.“

Mit fliegenden Worten erzählte sie die Geschichte. Karl hörte stumm zu. Als sie aber fertig war, brach er zornig los:

„Das giebt's nicht! Das ist ja der reine Menschenhandel! — Und du willst dich fügen, Rosel? Was fällt dir ein? Willst du dich neben einem solchen Kerl zeitlebens elend machen?“

„Ich muß," fiel es trostlos von Rosels Lippen.

„Gar nichts mußt du!" fuhr Karl auf. „Mir dein Wort halten höchstens, das ich dir nicht zurückgeb', hörst du, Rosel? Ich denk' nicht dran. Was liegt an dem Hof? Laß ihn verkauft werden, soll der Herr Fuchs drin sitzen — aber allein ..."

„Es geht nicht um den Hof," sagte Rosel gedrückt. „Der Vatter steht so, daß er, wenn er jetzt verkaufen muß, nicht bloß ein Bettelmann is, sondern ein Betrüger, der wegen leichtsinniger Krida ins Gefängnis wandert."

Da fuhr Mader doch entsetzt zurück. „Rosel! Das ist ja nicht möglich!"

„Siehst du?" sagte Rosel traurig. „Möglich ist's schon. Kannst du mich dann heiraten? Du, ein Beamter, die Tochter eines —" sie verschluckte das Wort. „Wegen meiner Armut hätt' ich dich nie freigegeben, das hätt' dich ja beleidigt... aber ein unehrliches Mädel darfst du ja gar nit heiraten. Und wer weiß, was aus dem Vatter noch wird, wann's erst so weit 'kommen is mit ihm. Heut schon is er beinah' ein Mörder. Vorgestern hätt' er unsern Ferdinand, weil er frech g'wesen is mit ihm wegen Geldg'schichten, um ein Haar totg'schlagen. Er is so jähzornig. Wenn er aus'm Gefängnis herauskäm' und ihn einer Zuchthäusler heißen thät' ..."

Sie brach aufschluchzend ab. Dann warf sie sich wieder in die Arme des Geliebten, der wie betäubt von dem Schlage neben ihr stand.

„Küsse mich doch! Heut noch, Karl, heut noch. Dann is ja alles, alles aus!"

Die beiden armen Menschen herzten und küßten sich unter Thränen in wilder Leidenschaft. Es war ja ein Abschied für das Leben, die Henkersmahlzeit ihres Glücks. Und als sie sich nicht mehr küssen konnten, weil ihr Atem keuchend flog, schlangen sie die Arme ineinander

und gingen im Mondenscheine durch den Wald, jedes seinen Gedanken nachhängend. Was sollten sie sich auch sagen?

Nur einmal, als etwas im Busche knackte, sagte Rosel: „Horch! Ein Reh!"

„Kann's nicht ein Mensch sein?" fragte der junge Mann. „Es ist nicht recht von mir, daß ich dich der Gefahr aussetze, mit mir gesehen zu werden . . ."

„Die is mir egal," sagte das Mädchen herb. „Jetzt mögen die Leut' schwätzen, was sie woll'n."

Da blitzte es silbern zwischen den Stämmen auf. Sie waren an das Ufer des Stromes geraten und traten nun aus dem Walde hervor.

Schulter an Schulter gelehnt, standen sie und sahen hinaus auf den silbernen, rastlos rinnenden Wasserspiegel.

„Da hinunter wär' vielleicht das Beste!" murmelte Rosel wie im Traume.

Mader drückte sie an sich, ohne zu antworten. Die Hoffnung war in ihm wieder lebendig geworden, die thörichte, grundlose Hoffnung, daß das Wunder, das ihn den alten, alten Mann gerade heute hatte finden lassen, nicht ohne Bedeutung, nicht ohne Folgen sein könne; daß von ihm ein Ausweg aus dieser verzweifelten Lage kommen müsse. Und hatte der Alte nicht gesagt, er wolle nachdenken, wie er ihnen helfen könne?

Von seiner Hoffnung sagte er nichts. Deren schämte er sich wie eines Aberglaubens. Aber die sonderbare Geschichte erzählte er ihr, wie er, getrieben von quälender Unruhe, schon heute früh in Gopfing angekommen und über die Donau gesetzt sei; wie er den Türkenveit getroffen und ihn angesprochen habe, um vielleicht etwas über Rosel zu hören, und wie sich der Alte dann plötzlich als sein Großvater ausgewiesen habe.

Rosel hatte während der Erzählung Karls immerfort

auf die ziehenden Wasser hinausgeblickt, so daß der junge Mann nicht recht wußte, ob sie ihn überhaupt gehört habe.

Erst eine ganze Weile, nachdem Karl geendet hatte, sagte sie: „Eine seltsame Geschichte — wie ein Märchen oder ein Roman. Daß hinter dem alten Türkenveit irgend ein Geheimnis steckt, weiß man übrigens bei uns. Du hast ihm versprechen müssen, daß wir heut abend hinkommen? — Geh'n wir halt hin."

„Wird's dir nicht zu spät?" fragte Mader zweifelnd.

Sie zuckte die Schultern. „Daß mir an übler Nachrede nichts liegt, hab' ich dir schon g'sagt. Und vor dem Vatter fürcht' ich mich nicht, der is froh, wenn ich am Sonntag ja sag'."

So gingen sie eng umschlungen den Weg, den sie gekommen waren, wieder zurück. Manchmal blieben sie stehen und fielen sich in die Arme, dann gingen sie wieder weiter, mit tiefen Zügen die Schönheit der hellen Nacht einatmend. Rosel genoß sie mit der heißen, düsteren Begier, mit der man ein letztes Glück in sich hineintrinkt, für Karl war sie ein Unterpfand, daß sich noch alles zum Guten wenden müsse. Die Welt war zu schön, als daß man in ihr hätte verzweifeln dürfen.

So kamen sie endlich an die einsame Hütte. Schon von weitem wunderten sie sich über den hellen, rötlichen Lichtschein, der aus dem Fensterchen brach. Als sie an die Thür traten, kam ihnen die gekrümmte Gestalt des Türkenveit entgegen.

„Grüß Gott, Kinder!" sagte er und streckte ihnen die Hände entgegen. „Lang warten habt ihr mich lassen, aber das macht nix."

Karl und Rosel sahen sich betroffen an. Die Stimme des Alten klang so anders als sonst. Nicht mehr raunend und meckernd, wie die eines boshaften Kobolds, sondern

so ruhig. Und müde, sehr müde, fast erloschen. Die richtige Stimme eines alten Mannes. In der Stube erwartete sie eine neue Ueberraschung. Die Luft war rein und frisch. Auf dem Tische brannten drei Kerzen in Flaschenhälsen. In ihrem milden Lichte sah man, daß das Zimmer aufgeräumt worden war, und der Hausherr statt seiner Lumpen einen schwarzen Rock auf dem Leibe trug; freilich war der Rock von einem uralten Schnitte, den Rosel nie gesehen hatte und Karl nur auf Kostümbildern aus der Kongreßzeit.

Veit Schallngruber bemerkte die Verwunderung seiner Gäste und sagte mit einem merkwürdig milden Lächeln: „Gelt, da wundert ihr euch, Kinder? — Ich will euch was sagen: mir scheint, ich war so ein vierzig Jahre lang ein bissel verruckt, und erst die Freud', daß ich mein Enkerl g'funden hab', hat mich g'sund g'macht."

Karl hatte indessen den Falken auf seiner Stange entdeckt und fragte erstaunt: „Was is das für ein Vieh?"

„Das is mein Peter," antwortete Veit. „Vielleicht bin ich an ihm verruckt geworden. — Aber jetzt setzt euch dort auf die Ofenbank, Kinder. Ich muß euch was erzählen."

Karl und Rosel, die schon beide in den Bann des Unbegreiflichen, das um die gebrochene Gestalt des Uralten schwebte, geraten waren, nahmen gehorsam die ihnen angewiesenen Plätze ein. Sie wagten kaum zu atmen, während Veit sich auf das Bett setzte und ein dickes, in Schweinsleder gebundenes Buch aufnahm, das dort gelegen hatte. Aus dem Buche zog er ein gefaltetes Blatt, das er Karl reichte.

„Lies das vor!" sagte er dabei.

Der junge Mann schlug das Pergament, denn ein solches war es, auf, holte sich eine der Kerzen vom Tische und las mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Zu Schloß Hoheneggsteyn, 23. Martii A. D. 1683.

Dieses schreibet in großer Hertzensangst Pater Leonhardus, Burgpfaffe auf Hoheneggsteyn. Es gehet ein erschröcklich Gerücht um von denen Türcken, daß sie widerumb ausgezogen seyen, die Kristenheyt mit Feuer und Schwerdt zu unterwerfen willens, und daß sie bey denen Hungarn schon ganz fürchterlich wüthen mit Sengen und Morden. Heißt auch, daß sie willens seyndt, heraufzuziehen gegen Wienne und ihren Halbmond zu pflantzen auff dem Thurme Sancti Stephani, des Märtyrers, an Stelle des christlichen Kreutzes. Seyndt auch schon viele Edle und Herren des Landes flüchtig geworden, damit sie nicht denen Heyden in die Hände fallen. Was von ihnen des Schwerdtes fähig ist, ist zu dem Heere gestossen, das die Türcken zurückjagen soll, die Weiber und Greysen mit aller beweglichen Habe jedennoch würden weiter ins Land geschickt, wo keine Türcken wohl nicht hinkommen werden. — Unser Herr Peter aber will seyn Schloß halten gegen die Heyden, hat auch bey ihm behalten seyn edles Gemahl Hildegard, item Georg Kuno und Ulrich, seyne Söhne, und ferner eine Menge ihm versippter Herren adlichen Bluts. Mit denen will er die Türcken abschlagen, so sie das Schloß berennten, vertrauend auf die Hülff des allmächtigen Gottes, auf seyn gutes Schwerdt und zuletzt auf die unterirdischen Gäng', die aus dem Schloß hinunterführen zur Donau. Damit aber für den Fall, daß sie dieser Gäng' sich mußten bedienen, das Hab und Gut des reichen und edlen Geschlechts nicht denen Heyden in die Händ' fiele, sind wir gestern ausgezogen und haben Gold und Silber in Müntzen und allerley Geräth, auch kostbare Stoffe und Edelgesteyn, zusamm wohl an die fünfzigtausend Dukaten werth, in einem Gewölb vergraben, so der Bau-Meyster des Herrn Peter mit vieler Kunst hat herrichten lassen am Donaugestad, halbes Weges zwischen

Schloß und Dorf Eggsteyn, unter der Tanne, so dorten in der Aue ganz allein stehet unter Erlen und Buchen und anderen Bäumen. Ich aber habe diß auffgeschrieben, weil ich, durch böse Träume und andere Zeichen Gottes gewarnet, der Meynung bin, daß keiner von uns allen der Hand der Heyden entrinnet. So sollen doch die Schätze auffgefunden werden und mit des Herrn willen späteren Menschen dienen. Dieses Blatt aber verberge ich in meiner Handt-Bibel, damit ein Frommer es finde, der die ewigen Schätze des Himmelreichs, so weder Rost noch Wetter zernagen, zu schätzen weiß.

Ich bitte den, der dies lieset, um drey Vatterunser für meiner armen Seelen Ruhe."

Als Karl seine Vorlesung geendet hatte, stand Veit Schallngruber auf und sagte mit zitternder Stimme, aber weihevoll: „So laßt uns denn für die arme Seele des Pater Leonhard beten."

Die drei sanken auf die Kniee. Die heiligen Worte, von drei bebenden Stimmen gesprochen, zwei jungen und einer uralten, die wie aus der Tiefe eines Grabes heraufschallend klang, durchtönten, dreimal wiederholt, den kleinen Raum. Dann nahmen die drei wieder ihre Sitze ein; Rosel rückte unwillkürlich näher an Karls Seite, und der Alte begann zu erzählen:

„Der fromme Pater hat recht g'habt. Alle sein s' um'kommen, wie der Türk dann das Schloß g'stürmt hat, und die unterirdischen Gäng' haben nix g'holfen, weil die Heiden ein' entlassenen Knecht des Ritters bei ihnen g'habt haben; der hat ihnen das Geheimnis verraten. Das steht in der Chronik zu lesen, die die Pfarrer vom Dorf Eggstein damals g'führt haben. Der jetzige hat's mir einmal nachg'schlagen. Die Türken haben das Schloß verbrannt. Seitdem liegt's in Tümmern. Die Bibel aber is nit mit verbrannt, sondern unter Schutt und

Trümmern g'legen, bis sie einmal nach viele Jahr' ein armer Bauer aus Gopfing g'funden und ehrfürchtig z' Haus tragen hat. Lesen hat er nit können. Aber kennt hat er's, daß 's die heilige Schrift is, und so hat er's oben auf'n Kasten g'stellt. Der Bauer hat Schallngruber g'haßen.

Da oben is das Buch wieder viele Jahr g'legen, bis 's einmal den Enkeln von dem Bauern, die als ledige Buben ohne Vater und Mutter das kleine Anwesen miteinander g'führt haben, in die Händ' g'fallen is. Die zwei Buben haben Veit und Wastel g'haßen und waren damals — 's is so bei achtz'g Jahr' her — im Anfang der Zwanziger. Die haben einmal das Buch so Neugiers halber in der Hand, fallt ihnen auf, daß der eine Deckel dicker is wie der ander'. Sie reißen den Deckel auf und finden das Blattel da."

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne. Karl und Rosel regten sich nicht; eng aneinander geschmiegt saßen sie da, wie Kinder, denen Großvater Märchen erzählt.

Endlich fuhr der Alte fort: „Den Ort haben wir glei' g'wußt. Die Tanne, die allein unter'm Laubholz steht, die war derweil ein großmächtiger Baum 'worden, und jeder in der Gegend hat s' 'kennt. So sind wir in der nächsten mondhellen Nacht herüberg'fahren und haben nach'graben, rund um den Baum 'rum. G'sehen hat uns niemand, denn damals is die Straßen da no' nit vorbei'kommen, sondern weiter hinten, da, wo jetzt der alte Feldweg is.

Wir haben richtig den Schatz g'funden: Gold und Silber in Münzen und Geräten, Edelsteine und Stoffe, auch die zwei Faß Wei', ganz, wie's aufg'schrieben war. Heben konnten wir den Schatz nit, so haben wir die Stell' wieder zug'schütt' derweil und sind z' Haus g'fahren. Auf'm Wasser aber, wie mir g'redt haben, was wir mit dem vielen Geld anfangen woll'n, hat sich's 'rausg'stellt,

daß wir alle zwei 's nämliche Dirndel heiraten haben woll'n, d' Himmelbauern-Anna aus Eggstein."

„Jesus Maria!" schrie Rosel halblaut auf.

„Die Anna war ein bildsauberes Mädel," fuhr der Alte eintönig fort. „Grad so wie du hat's ausg'schaut, Rosel. Solche blonde Haar', solche blaue Augen, na kurz, grad wie du. Deswegen hab' i di' ja manchmal Annerl g'hoaßen. — Na also, wir heben z' streiten an, jeder will das Dirndel für sich haben. Auf einmal is über mi' der Zurn kummen, so daß i mein' leibeigenen Bruder bei der Gurgel hab' packt und hab'n ins Wasser g'schmissen."

„Herrgott!" stöhnte jetzt Karl auf.

„Ausg'schaut hat er grad wie du, Karl," sagte der Türkenveit. „Jede Nacht hab' ich 'n seitdem vor mir g'seh'n, wie er 'n Kopf no' einmal aus'm Wasser g'streckt hat, eh' er unter'gangen is. Darum hab' i di' ja so gleich erkannt.

Dazumal sein s' no' nit so scharf gewesen in solche Sachen wie heutigentags. Ich bin zum Burgermast'r 'gangen und hab' an'zeigt, daß mei' Bruder Wastl in d' Donau g'fallen und ertrunken is, der hat's 'glaubt, und gut war's. Daß ich's danach nit lang ausg'halten hab' in mein' Haus, hat die Leut' nit g'wundert; so hab' ich's halt verkauft, hab' das Stückel Land mit der Tannen dafür 'kauft, wo der Schatz g'legen is, und bin mit dem, was mir von mein' Geld blieben is, nach Wien 'gangen. Das war an dem Tag, nachdem die Himmelbauern-Anna, die von mir nix hat wiss'n woll'n, den Großknecht Rieder g'heirat' g'habt hat; dein' Urgroßvater, Rosel."

Er schwieg wieder eine Weile, dann fuhr er hastig fort: „In Wien hab' ich ein' klein' Holzhandel ang'fangen und hab' gar g'heirat'; deine Großmutter, Karl. Ich war dreißig damals, sie fünfundzwanzig. Nach ein' Jahr haben wir ein Büberl kriegt, das hab' ich Sebastian taufen

lassen, nach mein' toten Bruder. Ich hätt' so weit z'frieden sein können, wenn nur der G'wissenswurm nit g'wesen wär' und der Traum jede Nacht vom Wastel, wie er im Wasser liegt und den Kopf 'rausstreckt. Zehn Jahr' hab' ich's ausg'halten, dann hab' ich einmal die G'schicht' mein' Weib erzählt.

Die hat ganz still zug'hört. Wie ich fertig war, sagt's: „Anzeigen thu' ich dich nit, aber mit ein' Brudermörder leben thu' ich auch nit. Ich nehm' meine Sach' und mein Kind und geh' nach Linz zu meine Eltern." Was hätt' ich machen sollen? Ich hab's halt geh'n lassen. G'hört hab' ich nix mehr von ihr bis heut durch dich, Karl.

Mich aber hat's in der Stadt nimmer g'litten. Ich hab' mein G'schäft verkauft und bin 'raus'zogen. Auf dem Stückel Land, was mir g'hört hat — inzwischen is die Straßen da draußen ang'legt worden — hab' ich mir die Hütten 'baut. Ich ganz allein, damit die Arbeiter nit vielleicht auf den Schatz stoßen."

Er hielt wieder inne. Karl und Rosel sahen sich an. Wenn das alles richtig war, so ruhte ja hier, unter ihren Füßen, ein Vermögen.

„Da hab' ich g'lebt seitdem," fuhr der Alte fort. „Ueber dem Schatz hab' ich g'wohnt, der mein Unglück 'worden is. Die ersten dreißig Jahr' hab' ich mich als Tagwerker fort'bracht, dann hat mir der Herr Pfarrer g'raten, ich sollt mich do' in d' Rentenversicherung einkaufen. Ich hab's 'than, und die Renten bezieh' ich jetzt auch schon wieder dreißig Jahr'. Immer fortg'lebt hab' ich mit mein' G'wissenswurm und dem Traum, so oft ich auch zum Himmel g'schrien hab': Herrgott da droben — laß mich sterben! Sterben wie die andern. — Nix war's. Ein' um den andern haben s' 'naustragen, ich bin leben 'blieben. Wie der ewi' Jud. Und immer den Schatz unter mein' Füßen und jede Nacht der Traum vom Wastel!

Vor so ein' dreißig Jahr' hab' ich einmal in der Früh, wie ich aus meiner Hütten kumm, den Falken vor mir liegen g'sehn, den Peter, mit ein' 'brochenen Flügel. Wie er da is hinkummen, ob ihn ein anderer, größerer Raubvogel g'stoßen hat, oder was sonst — ich weiß nit. Ich hab' ihn aufg'nommen und g'sund gepflegt und hab' ihn Peter g'heißen, nach dem Ritter, der den Schatz vergraben hat. Und wie ich immer mehr irr' bin worden vor Alter und G'wissensangst, hab' ich mir ein'bild't, der Vogel wär' wirklich der Ritter Peter vom Hoheneggstein, der mir helfen will, den Schatz hüten, und mich umbringt, wenn ich ihn anrühr' oder verrat'. Manches Mal hab' ich auch 'glaubt, er wär' die Seel' von mein' Bruder Wastel.

Da bist heut du 'kommen, Karl. — Wie ich dich erst g'seh'n hab', hab' ich 'glaubt, der Wastel wär' aus der Donau g'stiegen. Und dann bin ich dahin 'kommen, daß du mein leibeigenes Enkerl bist. Die Freud' hat mich wieder g'sund g'macht. Jetzt weiß ich, daß die Toten weg sind und nicht wieder kommen. Und daß sie zugleich ewig lebendig sind, weil sie gar nit sterben können. Karl und Rosel — ihr seid der Wastel und die Anna, die ich auseinander g'rissen hab' in meiner Eifersucht. Heut fangt die Welt wieder von vorn an, Kinder, heut kann ich meine Sünd' gut machen. Dort im Winkel liegen zwei Schaufeln. Die packt an und grabt — da vor'm Ofen. Ihr werdet so viel finden, daß ihr den Niederhof schuldenfrei machen und in Frieden drauf leben könnt. Grabt, Kinder, grabt!"

Karl und Rosel sprangen auf und griffen nach den Schaufeln. Während sie in fieberhafter Arbeit die Erde aushoben, sahen sie sich nicht an. Es war, als handelten sie unter einem hypnotischen Zwange, den der Türkenveit auf sie ausübte, der aufgeregt von dem einen zum an-

dern glitt und immerfort anfeuerte: „Grabt nur! — Grabt!“

Jetzt stieß der Spaten Karls auf etwas Hartes, das gab einen metallischen Klang — gleich darauf auch die Schaufel Rosels. Den beiden rann der Schweiß von der Stirne, so rasch hoben sie die Erde aus der Grube — jetzt lag eine rostige Eisenplatte frei, offenbar eine Fallthür.

Karl kehrte seinen Spaten um und benutzte den Stiel, den er durch einen auf der Platte angebrachten Ring schob, als Hebel. Die Platte schob sich zur Seite. Stufen zeigten sich.

Der Türkenveit hatte eine Kerze ergriffen und ging mit festen Schritten voraus. Zehn abwärts führende Stufen, dann ein kurzer, gerader Gang, und nun —

Die beiden jungen Leute mußten sich aneinander festhalten, um nicht umzusinken vor freudigem Erstaunen. In der kleinen, grabähnlich ausgemauerten Kammer, in der Schallngruber mit ausgestreckter Leuchte stand, wie ein Genius der Vergangenheit, glänzte und gleißte es von Gold, Gold, Gold ...

„Gott sei Dank — jetzt bin ich erlöst!“ jubelte Rosel auf.

„Erlöst bin ich auch!“ antwortete der Türkenveit. Gleich darauf reichte er Karl die Kerze und richtete sich horchend hoch auf. „Der Falke! — Der Peterl!!“ raunte er.

Von oben klang ein heiseres Kreischen. Dann kam's die Treppe herunter, humpelnd, flatternd, und warf sich mit einem heiseren Schrei auf den Alten. Der sank lautlos zusammen.

Rosel war einer Ohnmacht nahe. Karl stürzte sich auf seinen Großvater, riß den Vogel, der sich mit seinen Fängen im Rocke des alten Mannes festgekrallt hatte, weg, drehte ihm raschen Griffs den Hals um und schleuderte den zuckenden Körper von sich. Dann beugte er sich über Veit.

Der lächelte schwach. „Das mit dem Vogel ... war wohl bloß ... Zufall. Er sucht mich öfter, wenn ich fort bin. Aber der Schrecken ... mit mir is's aus. Gott sei Dank! Seid gesegnet all zwei ... dem Pfarrer bin ich eine Beichte schuldig ... erzählt ihm meine ... Lebensgeschicht' ..."

Er streckte sich, atmete noch einmal tief auf, wie von einem zentnerschwer drückenden Schmerze befreit, dann lag er still ... ganz still.

Die beiden jungen Leute standen einen Augenblick lang wie gelähmt und starrten von unnennbarem Grauen erfüllt auf den regungslosen Körper nieder.

Nun zuckte Rosel zusammen. Beide Hände an die Schläfen pressend, sah sie mit einem wilden, wirren Blicke um sich. Die feuchten Steinwände des Gewölbes, der aus Mulm und Moder golden hervorgleißende Schatz, der gnomenhafte Leichnam, der tote Falke, der mit krampfhaft angezogenen Fängen auf dem Rücken lag, das sah im roten Scheine des blakenden Lichtes alles so grausenhaft, so schauerlich und entsetzlich aus, daß das arme Kind den Verstand zu verlieren fürchtete.

Mit einem lauten, gellenden Aufschrei warf sie sich in Karls Arme und verbarg zitternd ihr Gesicht an seiner Brust.

„Weg ... weg ... führ mich weg!" jammerte sie. „Ich kann das nit mehr anschau'n ..."

Der arme Karl, dem selbst die Kniee unter dem Leibe wankten vor Aufregung, streichelte sacht das blonde Haar seiner Liebsten und sprach ihr mit ein wenig zitternder Stimme und in ein wenig zusammenhanglosen Worten Mut zu.

Er trug sie mehr die paar Stufen hinauf, als er sie führte.

„Hinaus aus der Hütte!" flüsterte Rosel. „An die Luft!"

Wohl eine Stunde lang saßen die beiden jungen Leute eng aneinander gedrückt auf dem Bänkchen vor der Thür, auf dem der Türkenveit so oft gesessen hatte, ohne ein Wort zu reden. Sie atmeten nur in tiefen Zügen die milde Nachtluft ein, sie sahen hinauf zu den ewigen Sternen und horchten auf die Stimmen des langsam ziehenden Stromes. Die ruhige, stille Schönheit der Natur hatte bald die Spukgeister gebannt. Mit der körperlichen Beruhigung kehrte die Klarheit der Gedanken wieder. Der junge Mann begann sich vorzustellen, wie jetzt alles werden solle.

Der Schatz war Eigentum der Erben des Hoheneggsteiners, der ihn vergraben hatte, das war klar. Aber dem Schallngruberschen Erben, ihm selbst also, kam der gesetzmäßige Finderlohn zu, ein Zehntel des aufgefundenen Gutes, das war ebenso sicher. Da der Schatz aber fünfzigtausend Dukaten wert war, so betrug der Finderlohn fünfzigtausend Gulden. Das war vielleicht schon genug, dem Vater Rosels seinen verschuldeten Hof zu erhalten. Vielleicht ließen sich die, denen der Reichtum zufiel, auch bewegen, einen Teil als Hypothek auf den Hof darzuleihen, unter billigen Bedingungen natürlich. Jedenfalls war Rosel aus den Fängen dieses Martin Fuchs befreit. . . .

Karl hätte am liebsten laut hinausgejauchzt in die Nacht bei diesem Gedanken. Die Rücksicht auf Rosel, deren Haupt auf seiner Schulter ruhte und die eingeschlafen schien, ließ ihn die Anwandlung unterdrücken. Gleich darauf schämte er sich ihrer. Es war wohl sehr schlecht von ihm, daß ihm ein Jodler in die Kehle kam, während der alte Mann, dem er sein Glück verdankte, da unten auf den Schätzen lag, die er achtzig Jahre lang wie ein Berggeist gehütet hatte. . . .

Da regte sich das Mädchen. Mit völlig klarer Stimme fragte es: „Was thun wir jetzt, Karl?“

„Ja, Rosel, schlafst du denn nit? Ich hab' 'glaubt, du bist eing'schlafen."

„Keinen Augenblick. Völlig wach bin ich g'legen. Nur rühren hab' ich mich nit mögen. Und so viel is mir durch'n Kopf 'gangen."

„Erst wollen wir schau'n, wie spät es ist," meinte Mader. Er zog die Uhr und rief erschrocken: „Gleich Zwölf! — Ja, Rosel, wie kommst du denn jetzt ins Haus?"

Das Mädchen sann einen Augenblick nach. „Ich denk', wir gehen zum Pfarrer," sagte es dann. „Wir müssen ihn und den Bürgermeister ja doch herausklopfen, da soll er gleich die Sach' mit mein' Vater in Ordnung bringen."

Der Vorschlag leuchtete Karl ein. Aber erst mußte er den Toten aus dem Verließ heraufbringen und auf sein Bett legen. Wenn er dann die Eisenplatte wieder an ihren Ort brachte und das Licht löschte, so war nicht zu befürchten, daß irgend jemand in die Hütte kam. Der Türkenveit war zu sehr gefürchtet. Und wie viel bei ihm zu holen war, ahnte ja niemand.

Er mußte das allein besorgen, denn Rosel hätte die Hütte und gar das Gewölbe um keinen Preis wieder betreten. Sie wartete draußen, bis ihr Bräutigam zurückkam und die Thür hinter sich versperrte. Die alte Bibel mit der Aufzeichnung des Paters Leonhard hatte er unter dem Arm.

„Geh'n wir jetzt, Rosel," sagte er gedrückt. Der letzte Liebesdienst an dem Toten, der zugleich der erste war, den er seinem Großvater hatte erweisen dürfen, hatte ihm mächtig ans Herz gegriffen.

Frau Isabella, die Wirtschafterin des Herrn Pfarrers, fiel fast um vor Erstaunen, als sie auf mehrmaliges Klingeln die Hausthür öffnete und statt eines Bauernburschen, der den geistlichen Herrn zu einem Versehgang holen wollte,

Rosel vor sich stehen sah und neben ihr einen städtisch gekleideten jungen Herrn.

„Um Gottes willen, Rosel!“ rief sie. „Was giebt's denn? Liegt der Ferdinand im Sterben? Der Herr is wohl ein Doktor?“

„Das nicht,“ antwortete Mader. „Es liegt auch niemand im Sterben. Trotzdem müssen wir Sie bitten, den Herrn Pfarrer zu wecken. Es handelt sich um eine hochwichtige Sache.“

Sie öffnete wortlos die Studierstube ihres Herrn, ließ den Besuch eintreten, machte Licht und entfernte sich dann. Sehr schnell darauf trat der Pfarrer ein; der alte Mann hatte die Hausschuhe an den bloßen Füßen, weil er sich nicht die Zeit genommen hatte, erst die Strümpfe anzuziehen.

„Ist ein Unglück geschehen?“ fuhr er aufgeregt auf die beiden los. „Und mit wem hab' ich die Ehre?“ fragte er Mader.

Der junge Mann stellte sich vor und erzählte dann in knappen Worten, was ihn hergeführt habe.

Die Augen des Pfarrers wurden immer größer, je mehr er hörte. „Nein, so was!“ murmelte er immer wieder und zog gleich hinterher die Dose, um seine Aufregung durch ein Prischen zu dämpfen. „Nein, so was! Nein, so was!“

Als Mader seine Erzählung beendet hatte, ging der Geistliche zu dem Klingelzuge an der Wand und riß ihn mit einem heftigen Ruck fast ab.

„Isabella,“ befahl er der Wirtschafterin, „führen Sie die Rosel in Ihr Kammerl. Das arme Kind is ja ganz weg vor Aufregung. Soll ein bissel ausrasten. Sie laufen hinüber zum Niederbauern. Gleich herkommen soll er und einen Knecht zum Bürgermeister schicken, daß der auch kommt. Sofort!“

Als die Thür sich hinter den beiden geschlossen hatte, und der Pfarrer mit Mader allein war, fragte er aufgeregter: „Also Sie sind der Enkel des alten Türkenveit? Is das sicher?"

„Der Trauschein liegt unter den Papieren des Toten. Ich hab' ihn selbst g'sehen."

„Dann gehört ja der Schatz Ihnen."

„Doch nicht. Den Erben des Hoheneggsteiners gehört er."

„Das Geschlecht ist ja aber ausgestorben. Seit damals, wo die Burg von den Türken genommen worden is... die Güter sind jetzt Staatseigentum."

Mader horchte hoch auf. Aber ehe er sich darüber klar werden konnte, ob seine Sache sich durch diesen Umstand verbessert oder verschlechtert hatte, begann der aufgeregte alte Herr wieder zu reden.

„Nein, so was! Der Türkenveit! — Seinen Bruder in die Donau g'worfen hat er, sagen S'? Ich hab' mir doch immer gedacht, mit dem Alten is was nit richtig. — Der Herr sei dem armen Sünder gnädig. Gebüßt hat er ja, schwer gebüßt. Wenn er nur beichten gegangen wär'! In diesem hohen Alter so ganz unvorbereitet hingehen — schlimm, schlimm! Und wie sonderbar, dieses Leben auf dem Schatz... und der Tod durch den unheimlichen Falken! — Ja, die Wege des Herrn sind wunderbar."

Da wurde die Thür heftig aufgerissen, und Franz Rieder stürmte in das Zimmer.

„Mei' Madel is da? Was is denn los? — Wer is der Mensch da? Is s' mit dem 'kommen?"

Der Greis trat dem zornigen Manne mit vieler Würde entgegen. „Rieder, Rieder," mahnte er, „Sie hätten allen Grund, bescheidener aufzutreten. An den Martin Fuchs, den erbärmlichsten Kerl in der ganzen Gegend,

haben Sie Ihr armes Kind verhandeln wollen? Schämen Sie sich!"

Der Bauer reckte sich empor. Man sah es ihm an, wie er gegen diese Einmischung in seine Angelegenheiten lospoltern wollte, aber unter dem Blicke des Pfarrers verrauchte sein Zorn. Er sah kleinlaut zu Boden.

„Herr Pfarrer . . ." rang es sich mühsam aus seiner breiten Brust.

Der alte Mann winkte ihm, zu schweigen. „Lassen Sie, Rieder. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie sind gezwungen gewesen. Ich aber sage Ihnen, zu einer Sünde darf einen nichts zwingen können, gar nichts. Und was Sie haben thun wollen, wär' eine große Sünde gewesen. Und noch größere hätten daraus entstehen können. Der liebe Gott aber hat es besser mit Ihnen vor, als Sie es verdienen. Der Herr hier — — aber das erzählen Sie ihm besser selber," wandte er sich lächelnd an Mader. „Ich muß mich fertig machen, damit wir gleich gehen können, wenn der Bürgermeister kommt."

Er ließ die beiden allein und ging schnurgerade nach der Kammer seiner Wirtschafterin. Einen Augenblick lang horchte er auf die Frauenstimmen, die drinnen redeten.

„Wie sie das arme Ding mit ihren Fragen martert," dachte er kopfschüttelnd. „Ja, die Neugier, die Neugier! — Na, heut darf man's ihr nicht einmal so übelnehmen. Du lieber Gott, was für G'schichten!"

Er klopfte stark an die Thür. „Geh doch noch einmal in mein Zimmer, Rosel!" rief er. „Dort sitzen dein Vater und dein zukünftiger Mann beisammen. Die haben dir gewiß was zu sagen." —

Als Rosel zu den beiden in das Zimmer trat, blieb sie erschrocken stehen. Ihr Vater, der harte, stolze Rieder, weinte!

„Komm nur her, mein Kind!" schluchzte der Mann. „Komm und verzeih mir . . ."

„Vatter!"

Das Mädchen flog auf den Mann zu und schlang die Arme um seinen Hals. Er küßte sie stürmisch zweimal, dann wandte er den Kopf zu Mader, der leise zur Seite getreten war, als sich Vater und Tochter in die Arme fielen.

„Lieber Schwiegersohn . . ."

— — Am nächsten Morgen war das ganze Dorf in hellem Aufruhr. Die widersprechendsten Gerüchte schwirrten hin und her. Genaues war nicht zu erfahren. Man wußte nur, daß der Herr Pfarrer, der Bürgermeister, Franz Rieder und der Gemeindediener nebst dem fremden Herrn, der gestern im Dorfwirtshaus gegessen hatte, mitten in der Nacht zu der Hütte des Türkenveit hinausgezogen waren. Um den mußte es sich also handeln. Einige meinten, man sei einem ganz scheußlichen Verbrechen des Alten auf die Spur gekommen, wieder andere redeten von Goldmacherei und Banknotenfälschung, und ein paar alte Weiber wisperten sich sogar mit entsetzten Gesichtern in die Ohren, den Türkenveit habe heute nacht der Böse geholt, mit dem er schon lange im Bunde gestanden habe.

Die Leute strömten hinaus nach der Hütte des Türkenveit, um hinter die Sache zu kommen. Da stand aber der Gendarm, der die militärische Besatzung des Ortes bildete, als Wachposten. Der alte Soldat war, wie immer, wenn er sich im Dienste befand, äußerst unzugänglich, und schnauzte seine besten Freunde an, wenn sie ihn mit ihren neugierigen Fragen bestürmen wollten. Aus dem war nichts herauszukriegen. Aus dem Bürgermeister auch nicht. Der liebte es von jeher, den Diplomaten zu spielen.

„Nix darf i sagen," war seine ständige Antwort auf alle Fragen, und sein faltiges, glattrasiertes Bauerngesicht sah dabei so unsäglich geheimnisvoll aus, daß die Frager fast starben vor Neugier. „Gar nix! — Wart's, bis die Herren vom Gericht kommen."

Die kamen endlich gegen Mittag. Es waren ein paar Herren vom Bezirksgericht und der den Dörflern wohlbekannte Kreisphysikus. Sie zogen zu der Kommission, die sie bildeten, ein paar von den angeseheneren Einwohnern des Dorfes hinzu, dann begaben sich alle zusammen nach der Hütte, vor welcher die bewaffnete Macht Posten stand.

Jetzt löste sich endlich das Geheimnisvolle auf. Aus der Hütte wurde die Leiche des Türkenveit nach der Kirchhofkapelle gebracht. Der Alte war also gestorben. Und auf ein paar Leiterwagen wurden schwere Kisten gepackt; die Kisten waren leer nach der Hütte geschafft worden. In denen wurde der Schatz, von dessen Größe auf einmal die ungeheuerlichsten Gerüchte durch die Gaffermenge liefen, nach der Gerichtsstelle gebracht. Man munkelte auch von einem Morde, den der Tote um dieses Schatzes willen vor langer, langer Zeit begangen haben sollte, aber nur so nebenbei. Das war so lange her, der Schatz aber war wirkliche leibhaftige Gegenwart.

Die Leute waren nun auf einmal ziemlich zutreffend unterrichtet. Man wußte, daß der Fremde, der nun im Niederhofe wohnte, der Erbe des Türkenveit und der künftige Mann der Rosel war; man wußte, daß der Schatz vom Hoheneggstein herstammte, und führte in der Bauernstube des Dorfwirtshauses, die an diesem Tage die Fülle der Besucher nicht fassen konnte, aufgeregte Debatten, wem der Schatz nun wohl zufallen würde.

„Dem Staat g'hört er!“ schrie der eine. „Die Hoheneggsteiner sind ausg'storben, und ein Vermögen, zu dem keine Erben da sein, wird ärarisch. Dös wißt's do', Manner!“

„Nit wahr is's!“ schrie ein anderer. „Ein Schatz g'hört dem, der 'n find't, und dem, dem der Grund und Boden g'hört.“

„Mir scheint, der Schatz wird am End' den Advokaten g'hör'n," meinte melancholisch ein alter Mann, der an einem langwierigen Rechtsstreite vom Großbauern zum Häusler geworden war.

Da mischte sich die Frau Wirtin in das Gespräch. Es gab gerade eine Pause am Schenktisch, so daß sie ihre triefenden Hände abtrocknen und aufatmend sagen konnte: „Streit's do' nit, Manner, wann's nix wißt's. Grad zuvor war die Wirtschafterin vom Herrn Pfarrer da bei mir, die hat mir alles erzählt . . ."

„Na, was sagt s' dann?" fragten die Männer neugierig.

Die behäbige Frau ließ die Neugierigen im Gefühle der eigenen Wichtigkeit eine ganze Weile zappeln, ehe sie belehrend sagte: „Ein' Riesenprozeß kunnt's geben. Der Schatz is Nachlaß einer ausg'storbenen Familie, g'hört also dem Staat, und der Herr Mader kriegt also nur den Finderlohn, fufz'gtausend Gulden . . ."

„Auch ein schön's Geld!" rief einer dazwischen.

Die Frau Wirtin sah den Störenfried vernichtend an und fuhr dann fort: „Der Schatz is aber vergraben und vergessen g'wesen, und der Türkenveit hat 'n g'funden. Er g'hört also, wenn man's so nimmt, alser ganzer dem Herrn Mader, dem Enkel des Türkenveit. Da thät' jetzt ein Riesenprozeß herauskommen . . ."

„. . . und der Schatz g'hört den Advokaten, wie i g'sagt hab'," warf der Häusler ein, der einmal Großbauer gewesen war.

„. . . wenn unser Herr Pfarrer nit wär'," fuhr die Wirtin fort. „Sowie der Schallngruber begraben is, fahrt der Herr Pfarrer mit dem Herrn Mader nach Wien. Der Hofburgpfarrer is ein Studienkolleg' und ein alter Freund von unserem geistlichen Herrn. Der wird den zwei'n eine Audienz beim Kaiser verschaffen und auch sonst sich um die Sach' annehmen, daß der Staat mit dem

Herrn Mader ein' Vergleich eingeht. Die Hälfte wird er wohl kriegen, unser Kaiser is ja ein guter Herr. Dann heirat' der Herr Mader die Rosel, der Riederhof wird schuldenfrei, und alles hat ein gut's End'."

Die Bauern sahen sich verblüfft an. Es ärgerte sie heimlich, daß der Rieder so viel Glück haben sollte. Seinem Aerger lauten Ausdruck zu geben, hütete sich aber jeder. Das wäre unpolitisch gewesen. Sie wechselten also das Gespräch und begannen von den beiden Fässern Wein zu reden, die man in dem Gewölbe gefunden hatte.

„Stellt's euch vor, Manner," berichtete einer, der an der Kommission teilgenommen hatte, „d' Faßdauben sind 'runterbröckelt wie Schwamm, wie wir d' Fässer nur an'tupft haben mit der Hand. Der Wein aber is nit ausg'ronnen. In seiner eigenen Haut is er g'standen, die er ang'setzt hat in der langen Zeit . . ."

Erstaunte Rufe unterbrachen den Erzähler. Die Weinbauern interessierte diese Geschichte von den uralten Fässern unendlich.

„Der muß aber gut schmecken!" rief einer.

„Gar nit," antwortete der Kommissionsmann. „Wir haben ihn 'kost't. Stark war er schon, aber dumpf und trüb und ohne rechten G'schmack."

In diesem Augenblick kam ein neuer Gast, ein Bauer, der am unteren Ende des Dorfes wohnte, und brachte wieder eine neue Wendung in das Gespräch.

„Manner, wißt's, wer grad jetzt im Dorf war?"

„Na? Wer?"

„Der Fuchs von Großsiegling," erzählte der Ankömmling blinzelnd. „Beim Lehnhartner mir gegenüber war er. Ihr wißt's ja, wie der hängt bei ihm. Wird's wohl nimmer lang machen, der arm' Teufel. Na, bei dem war er, der Fuchs, hat sich die G'schicht' haarklein erzählen lassen und is dann teufelswild davong'fahren."

Ein dröhnendes Lachen antwortete. Die Bauern stießen pfiffig blinzelnd mit den Gläsern an und waren auf einmal mit dem Glücke des Nachbars so ziemlich ausgesöhnt. Es war zu schön, daß das stattlichste Gut weit und breit diesem Blutsauger aus den Klauen gerissen wurde.

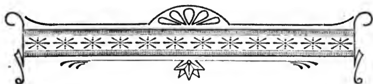
— — — — — — — — — — — —

In Anbetracht der außerordentlichen Umstände wurde dem Enkel des Einsiedlers am Hoheneggstein die Hälfte des aufgefundenen Schatzes überwiesen. Das war genug, um den Hof schuldenfrei zu machen und ihn durch bauliche Veränderungen und abrundende Ankäufe an Aeckern und Wiesen zu einem Rittergute auszugestalten.

Franz Rieder bewirtschaftet das Gut. Seine rechte Hand ist der Oberknecht Ferdinand, der nach seiner Genesung an Stelle eines Schmerzensgeldes sich ausbedungen hatte, auf dem Hofe bleiben zu dürfen. Der Aderlaß schien seine Gemütsart wohlthätig beeinflußt zu haben, er vertrug sich mit seinem Herrn fortan ganz ausgezeichnet.

Karl Mader, der den Namen seines Großvaters wieder angenommen hat und sich nun Schallngruber schreibt, lebt mit seiner Rosel das behagliche Leben des Gutsherrn, der sich ganz und gar der Erziehung seiner Kinder widmen kann. Diese Kinder sind Veit, Sebastian und Peter, drei stramme, gesunde Blondköpfchen. In ihren jungen Gemütern weben sich allerlei Märchenfäden, die von dem ausgestopften Falken in Vaters Studierstube zu der Gedenktafel im Garten führen. Auf ihr ist zu lesen:

„Dem Andenken Veit Schallngrubers,
geboren den 2. Juli 1792,
gestorben den 4. Juni 1892.
Er hat gesündigt, aber er hat gebüßt."



Wie stark Insekten sind.

Naturgeschichtliche Plauderei.

Mit 12 Illustrationen nach J. Scott.

Es mag keine wesentlich neue Bemerkung oder Entdeckung sein, daß Insekten eine verhältnismäßig kolossale Kraft besitzen; ich habe indessen mit einem Aufwand von großer Mühe und Geduld den Versuch gemacht, dies zu probieren und zugleich durch Zeichnungen zu beweisen, die eine Vorstellung davon geben sollen, wie groß vergleichsweise die Kraft des Menschen sein müßte, wenn sie der dieser kleinen Tiere gleichkäme.

Man hat wohl schon ausgerechnet, wie hoch der Mensch springen würde, wenn er im Verhältnisse zu seiner Größe die Sprungkraft des Flohs besäße, aber die Zugkraft und Tragkraft der Fliegen, Spinnen und Ohrwürmer im Vergleich zu menschlicher Stärke hat man noch nicht durch bildliche Darstellung anschaulich gemacht. Daher wird dieser illustrierte Artikel für die Leser nicht ohne Interesse sein.

Bei meinen Versuchen war ich bemüht, die genannten drei Insektenarten zu verwenden. Ich sah indessen bald ein, daß ich die Spinnen auslassen mußte. Ihr Bau ist

derart, daß ich einsah, das Tierchen würde wahrscheinlich bei dem Versuch in Stücke gehen; als Zugtier konnte ich sie nicht benutzen, weil ich keinen Faden an ihrem Leibe zu befestigen im stande war. So begnügte ich mich mit der Stubenfliege und dem Ohrwurm, deren Anstrengung

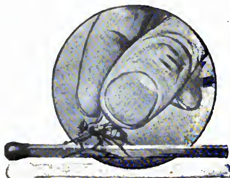


Fig. 1.

und Kraftentwickelung die Leser, wie ich vermute, in Staunen versetzen werden.

Als Zugtier leistete die gewöhnliche Stubenfliege wenig; ich konnte sie wenigstens lange nicht dazu bringen, Versuche in dieser Richtung anzustellen. Sie zog es entschieden vor, ihre Flügel zu verwenden, statt ihre sechs Beine zu gebrauchen. Daß indessen diese eine geradezu enorme Kraft besitzen, wird aus unseren Abbildungen hervorgehen.

Ich fing eine Fliege, die sich soeben ohne Erlaubnis auf meiner Zuckerschale zum Naschen niedergelassen hatte und bei ihrer diebischen Arbeit mit solchem Hochgenuß beschäftigt war, daß ich sie an ihren Flügeln emporheben konnte. Zur Strafe zwang ich sie zu allerhand Kraftäußerungen, die sie entschieden gar nicht angriffen.


Fig. 2.

Mein Tisch war mit verschiedenen blauen Pappstücken bedeckt, deren eines Fig. 1 zeigt. Ich hielt mein Untersuchungstierchen an den Flügeln und veranlaßte es dadurch zu einem lebhaften Strampeln mit den Beinchen. Die Fliege erfaßte ein Stück Papier nach dem anderen — es waren ziemlich dicke Pappstücke, alle viereckig — und ging damit um, als ob das Gewicht derselben ihr völlig gleichgültig sei. Ich maß das Stück Pappe, es war ungefähr fünfmal länger


Fig. 3.

als sie. Sollte ein Mann gewöhnlicher Größe verhältnismäßig dieselbe Kraftäußerung leisten, so müßte er mit einem 8 Meter im Geviert messenden sehr dicken und steifen Teppich so umgehen können, wie die Fliege mit dem dicken Papier — was natürlich auch für den

stärksten unmöglich wäre. Denn meine Fliege kletterte auch auf die Kante und hob dann das Pappstück ebensogut auf, wie die breite Fläche desselben. Wenn sie nun auch über einen leimartigen Saft an den Fußspitzen verfügen kann, den wir Menschen nicht haben, so bleibt ihre Stärke doch eine großartige. Sie konnte die Last ja jeden Augenblick fallen lassen, wenn sie ihr zu schwer wurde, ich hinderte sie durchaus nicht; aber dies geschah nicht. Sicherlich empfand sie dabei keine Unannehmlichkeit.



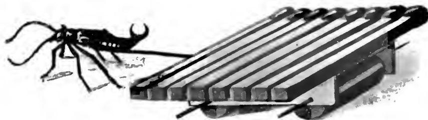
Fig. 4

Ohne Mühe, wie es schien, hob sie ferner ein gewöhnliches schwedisches Streichhölzchen auf, das siebenmal so lang wie sie selber war (Fig. 2). Die Fliege, wie sie unsere Abbildung zeigt, ist im Verhältnis zu dem Stückchen Holz, das sie schleppt, ziemlich groß dargestellt; auf keinen Fall mache ich mich also einer Uebertreibung schuldig. Vergleichen wir hiermit einen Mann, der einen dementsprechenden Balken trüge, so müßte das Holz ungefähr so dick wie er selber und dabei 11 Meter lang sein. Das wäre ein Kraftstück, wie es noch nie ein Athlet geleistet hat und auch nie leisten wird. Fig. 3 zeigt uns die Unmöglichkeit auf einen Blick. Unsere Abbildung zeigt einen Mann, der einen Balken trägt, welcher fünfmal so lang wie er selber ist. Man erwäge, daß die Fliege

ein Stückchen Holz schleppte, das siebenmal so lang wie sie selber war. Die Fliege könnte indessen auch zwei Streichhölzer heben, wenn man dieselben fest aneinander bände; dadurch wird die Thatsache ihrer enormen Kraft noch deutlicher. Aber schon mit einem einzigen übertrifft sie das Tragvermögen jedes noch so starken Menschen.


Fig. 5.

Zu einem dritten Beweise der Kraft einer Fliege wählte ich mir ein neues Versuchstier, dem ich nach manchen mißlungenen Bemühungen einen baumwollenen Faden um eines der energisch zappelnden Beine band (Fig. 4). Fliegenbeine sind mit langen, stachelartigen Haaren oder Borsten bedeckt; wenn ein Mensch ähnliche Schutzvorrichtungen an den Armen oder Beinen hätte, würden sich diese Stacheln bei ihm wie Heugabelspitzen ausnehmen. Bei meiner Fliege verhinderten sie das Abgleiten des Fadens, den


Fig. 6.

ich nur lose befestigte, um das Tier nicht zu sehr zu belästigen. Der baumwollene Faden war ungefähr einen Fuß lang. Bald merkte ich indessen, daß sie außer stande

war, sich zu erheben und zu fliegen. Ich verkürzte daher das Band, bis es ungefähr zwölfmal so lang wie sie selber war. Das konnte sie tragen, und sie flog dann auch bald, wenn auch nur langsam, fort.



Fig. 7.

Für einen Schiffer von Mittelgröße würde dieser baumwollene Faden, den Körperverhältnissen des Mannes entsprechend, ein 20 Meter langes Tau von der Dicke eines Schenkels bedeuten, das er nicht im entferntesten zu heben im stande wäre; viel weniger noch könnte er damit fliegen, wenn er auch Flügel hätte. Auf der Abbildung Fig. 5 habe ich diese 20 Meter Tau kreisförmig gewunden dargestellt, aus räumlichen Gründen.

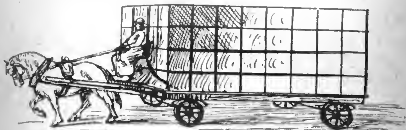


Fig. 8.

Als weiteres Versuchstier wählte ich einen Ohrwurm. Ich hatte ein kräftiges Exemplar gefunden, aber es war sehr schwer, ihn, ohne ihm Schaden zuzufügen, so fest zu halten, daß ich einen Faden um seinen Leib schlingen

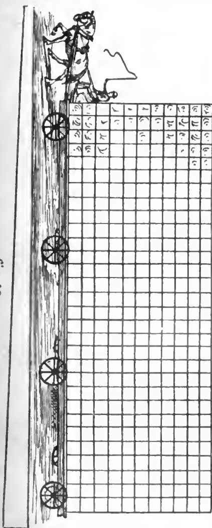
konnte. Unzähligemal entwischte er mir sehr geschickt, und selbst dann, als ich ihn durch schmale Papierstreifen, die über ihn hinweggingen, und die an beiden Seiten angezogen wurden, festhalten wollte. Er machte sich dünne, wie man zu sagen pflegt, und kroch trotz aller Vorsicht unter dem Papier durch. Mit den Fingern konnte ich ihn nicht halten, da er zu winzig war und meine Finger zu dick, ich fürchtete, ihn zu zerdrücken. Ich glaubte bereits, es aufgeben zu müssen, und warf den Faden ärgerlich auf den Tisch. Nun war es recht belustigend, ihn zu beobachten, wie er vor dem halb aufgerollten Faden zurückschreckte und rückwärts ging; wahrscheinlich dachte er, dort läge eine kolossale Schlange. Als ich aber rundum noch mehrere solcher Fäden auf den Tisch warf, legte er allmählich seine Schüchternheit ab und untersuchte die ihm fremden Körper eingehend und vorsichtig. Ich kam endlich dadurch zum Ziel, daß ich ihn mit Süßigkeiten fütterte. Er versenkte sich in den Genuß derselben mit solcher Gier, daß es mir gelang, ein straffes Fädchen unter seinen Leib zu schieben und einen Knoten zu schlingen. Nun hatte ich ihn, er mußte mir Gehorsam leisten.



Fig. 9.

Schon vorher hatte ich aus dünnem Kartenpapier eine Art Wägelchen konstruiert, das unsere Abbildung zeigt (Fig. 6). Ich legte auf dasselbe zuerst ein Streichholz, dann zwei, endlich immer mehr, bis es acht waren. Diese

so beschwerte Karre zog er, ich will nicht sagen, mit großer Leichtigkeit, sondern mit bedächtigen, langsamen Schritten, wie ein Zugtier, das eine schwere Last fortschafft; aber er zog sie doch über den ganzen Tisch. Ich wog den Wagen und seine Last — das Tier hatte ich schon genau gewogen — und fand, daß beide zusammen mehr als vierundzwanzigmal so schwer waren, wie er selber. Jedes Streichhölzchen war viermal so lang, wie der es schleppende Ohrwurm, alle acht zusammen also zweiunddreißigmal so lang. Würde man nun dementsprechend einen Wagen mit acht verhältnismäßig gleich starken Balken beladen und von einem Pferde ziehen lassen, so würde dies dem folgenden Bilde (Fig. 7) entsprechen. Wenn man die Balken zersägte und das Holz in kleineren Stücken auflüde, so würde dazu ein außerordentlich langer Wagen (Fig. 8) nötig sein. In beiden Fällen würde man sicherlich vier Pferde brauchen, die Last zu bewegen.


Fig. 10.

Einen zweiten Versuch stellte ich an, um die Stärke und Zugkraft des Ohrwurms zu bestimmen, indem ich einen Penny, die kleinste englische Kupfermünze, statt der

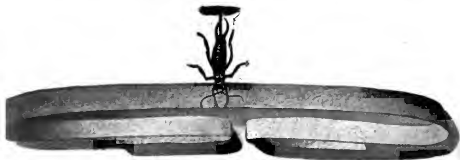


Fig. 11.

Streichhölzer auf den Wagen lud und den Wagen selbst mit seiner Last und seinem Zugtier auf eine glatte schiefe

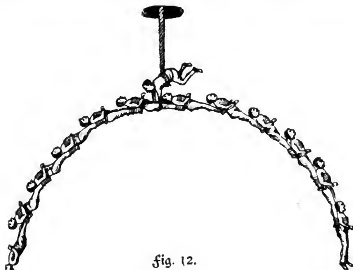


Fig. 12.

Ebene brachte, nämlich auf eine Schiefertafel, die ich mit Hilfe eines Griffels in eine geneigte Stellung brachte. Der Ohrwurm bestand auch diese Probe glänzend und

zog, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit und mit ersichtlicher Anstrengung, selbst diese Last (Fig. 9). Ich stellte fest, daß ein Penny so viel wiegt wie 83 Streichhölzer, und machte hiernach meine Berechnung. Der Penny ist ferner so schwer wie 250 Ohrwürmer. Wenn nun ein Pferd dieselbe Kraftleistung wie mein Ohrwurm ausführen wollte, so müßte es einen mit soliden Holzstücken beladenen Wagen ziehen, der auf Fig. 10 abgebildet ist.

Zuletzt ließ ich den Ohrwurm dann noch ein besonderes Kraftkunststück leisten. Ich hielt ihn an einem Faden hoch, als ob er von der Decke herabhinge, und ließ ihn in dieser Stellung einen langen Streifen Papier heben, den ich zu einer passenden Form zusammengefaltet hatte (Fig 11). Er ergriff ihn sofort und hielt ihn mit großer Hartnäckigkeit fest, als ob er wisse, um was es sich handle. Er verwandte hierzu nur zwei Füße. Das Papier, das er hob, war zwanzigmal so lang und wog genau zwölfmal so viel wie er selber. Nun stelle man sich einen Menschen vor, einen Kraftkünstler ersten Ranges, der zwölf Menschen von gleichem Gewicht in derselben Stellung halten wollte, (Fig. 12).

Als Schlußfolgerung mag man es daher als bewiesen betrachten, daß viele Insekten verhältnismäßig weit stärker als Menschen oder Pferde sind.





Der Samoaarchipel und seine Bewohner.

Bilder aus der Südsee. Von Alexander Ritter.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In zwölf Tagen gelangt man mit einem der modernen Schnelldampfer von San Francisco nach den vielgenannten und vielumworbenen Samoa- (sprich: Sámoa) oder Schifferinseln im südlichen Großen Ozean. Seit der Teilung der Südsee durch den deutsch-englischen Vertrag, wobei England sich den Löwenanteil zu sichern verstand, ist an Stelle der jenes Gebiet des Ozeans beherrschenden Segelschiffahrt unter deutscher Flagge jetzt fast ausschließlich englische und amerikanische Dampferverbindung getreten (nur ein Zweigdampfer der deutschen Reichspostlinie nach Australien geht alle achtundzwanzig Tage von Sidney nach den Tongainseln und dann nach Apia). Nach wie vor aber sind die deutschen Interessen die weitaus vorwiegenden auf Samoa, und aus diesem Grunde erregten die jüngsten dortigen Wirren ein so lebhaftes Interesse.

Unter den acht Archipelen, die Polynesien umfaßt, liegt am meisten westlich die Gruppe der Fidschiinseln, im Osten

der neuen Hebriden; östlich von ihm tauchen die Tongainseln aus der Meeresflut auf, und im Norden dieser die Samoainseln zwischen 13½ und 14½ Grad südlicher Breite, 169 bis 173 Grad westlicher Länge v. Gr. Diese letztgenannten Eilande wurden fast sämtlich von dem Holländer Jakob Roggeveen um 1722 entdeckt und dann wieder von Bougainville im Jahre 1760 besucht, der ihnen den Gesamtnamen der Schifferinseln verlieh, weil sich dort die Kurse mehrerer früherer Seefahrer berührten. In neuerer Zeit hat dann die Bezeichnung Navigators- oder Schifferinseln allgemein dem von den Eingeborenen selber gebrauchten Samoa weichen müssen. Dieser Name wird von dem mythischen Häuptling Moa abgeleitet, der die ersten Einwanderer auf die Inselgruppe geführt haben soll.

Schon am Morgen des zweiten Tages nach der Abfahrt des Dampfers von den Tongainseln tauchen die mit üppigster Vegetation bedeckten Eilande der Samoagruppe vor den Augen der Reisenden auf. Hoch ragen die Gebirge von Savaii, der größten und am meisten westlich gelegenen Insel, zu dem blauen wolkenlosen Himmel empor. Ueberall gewahrt man üppigen Baumwuchs, namentlich Haine von Kokospalmen, die bis an den Strand heranreichen und dort ihre schlanken Wipfel in den Wellen spiegeln, die aus dem Grün hervorragenden Dächer samoanischer Dörfer, und sieht man zwischen und auf den fast alle Inseln umgebenden Riffen mit Fischfang beschäftigte Eingeborene dem Dampfer zuwinken.

Dann öffnet sich eine weite Bai von ganz tropischer Pracht und Schönheit. Weiße Häuser von europäischer Bauart ziehen sich dort am Strande hin, einige Kirchen erkennt man an ihren Türmchen; von zahlreichen Gebäuden weht die deutsche Handelsflagge und von einem, das besonders stattlich ist, die deutsche Reichsflagge. Der Dampfer geht im Hafen von Apia vor Anker.



Junger Häuptling von Samoa im Kriegsschmuck.

Die Samoagruppe, nach der unsere Illustrationen den Leser versetzen, hat im ganzen zehn bewohnte Inseln: Tau, Olosenga, Ofu, Aunuu, Tutuila, Nutele, Manua, Upolu, Apolima und Savaii, in der Richtung von Osten nach Westen, und noch vier unbewohnte Eilande. Der gesamte Flächeninhalt beläuft sich auf 2787 Quadratkilometer oder 50,6 Quadratmeilen, wovon 49,5 auf die drei Hauptinseln Savaii, Upolu und Tutuila kommen. Das Gesamtareal der Inselgruppe ist somit um etwa 100 Quadratkilometer kleiner als das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz. Die eingeborene Bevölkerung umfaßt etwa 36,000 Köpfe; dazu kommen dann noch gegen 450 weiße Fremde und vielleicht 800 Plantagenarbeiter von anderen Südseeinseln.

Was die allgemeine Natur dieser Eilande angeht, so sind sie wohl fast ausnahmslos vulkanischen Ursprungs. Davon geben ihre wildzerklüfteten Gebirge, die auf Savaii teils aus ganzen Reihen von Vulkanen, teils aus Einzelkratern bestehen, Zeugnis; der letzte Ausbruch fand erst im Jahre 1866 statt. Neben den vulkanischen Gewalten haben aber auch jahrhundertelange Arbeiten winziger Meerestierchen, die zur Familie der Korallen zählen, zur Entstehung jener Inseln mitgewirkt. Namentlich der Hafen von Apia wird durch die in ihn hineinragenden Korallenriffe verengt und gilt deswegen während der stürmischen Jahreszeit, von November bis März, als gefährlich. Das noch heute dort sichtbare Wrack des „Adler" erinnert an jenen furchtbaren Orkan vom Jahre 1889, der der deutschen Marine zwei Kriegsschiffe und den größten Teil ihrer Besatzungen kostete. Den besten Hafen der ganzen Gruppe hat die ostwärts von Upolu gelegene drittgrößte Insel Tutuila aufzuweisen. Er heißt Pago-Pago, und die Amerikaner haben sich das Recht erworben, dort eine Kohlenstation zu errichten; ein gleiches Recht steht Deutsch-



Hoher Häuptling von den Samoainseln.

land für den Ort Saluafata in der Nähe von Apia auf der zweitgrößten Insel Upolu zu.

Das zuletzt genannte Eiland ist das wichtigste und für uns interessanteste des Archipels. Es hat die größte Bevölkerungszahl unter allen Inseln aufzuweisen und darf auch wohl als das fruchtbarste gelten. Auf **Upolu** ist ferner der Sitz aller europäischen beziehungsweise amerikanischen Ansiedelungen und des Königs. In Apia, dem an der Nordküste dieser Insel gelegenen Hauptorte der ganzen Gruppe, hat der Handel und Verkehr seinen Mittelpunkt. Hier befindet sich auch der Hauptsitz der deutschen Südsee- und Plantagengesellschaft für die ganze Südsee. Sie ist die Nachfolgerin des Hamburger Hauses Godeffroy geworden und besitzt den weitaus größten Teil der deutschen Ländereien.

Die Bucht von Apia umsäumen flache Ufer, auf denen sich der aus drei Quartieren bestehende Ort hinzieht. Den mittleren Teil der Bucht nimmt das eigentliche Apia mit den Konsulaten (darunter das stattliche deutsche Konsulat), Kirchen, Postämtern, Gasthöfen, Kaufhäusern u. s. w. ein. Oestlich davon liegt, zwischen der englischen Kirche und dem überbrückten Sigagoflusse, Matafele und die ehemals Godeffroysche Besitzung Matautn. Das Westende bildet die nur von Eingeborenen bewohnte langgestreckte Halbinsel Mulinu, wo der am 22. August 1898 verstorbene König Malietoa Laupepa wohnte und wo auch den seiner Zeit in den Kämpfen bei Apia und in dem vorhin erwähnten Orkan umgekommenen tapferen Angehörigen der deutschen Marine ein Denkmal gesetzt worden ist.

Die Neuwahl eines Königs hat den unmittelbaren Anlaß zu den jüngsten Wirren und Unruhen auf Samoa gegeben. Ende 1898 war der Häuptling Mataafa mit großer Majorität zum Herrscher gewählt worden, allein der amerikanische Oberrichter Chambers erklärte diese Wahl



Hauptstraße von Apia, in der Nähe des deutschen Konsulats.

für ungültig, worauf am 23. März 1899 der junge Tanu, der Sohn Malietoa Laupepas, in Anwesenheit und unter dem Schutze der englischen und amerikanischen Vertreter in Mulinu zum König gekrönt wurde.

Von alters her war die Bevölkerung von Samoa in folgende fünf Klassen geteilt: Alii, Taulaaitu, Tulafele, Faleupolu und Tangata-nuu, unter denen die Alii oder Häuptlinge die höchste Klasse bildeten. Fast jede Ortschaft hatte ihren eigenen Häuptling oder „König", die in fast ununterbrochener Fehde miteinander lebten, was wohl am meisten zu der erschrecklichen Verminderung der eingeborenen Bevölkerung beigetragen hat, deren Kopfzahl gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch auf 180,000 geschätzt wurde. Die Häuptlinge zerfielen wieder in große und kleine von entsprechender Autorität, und die ersteren wurden durch verschiedene Titel ausgezeichnet. So besaß zum Beispiel Mataafa vor der Königswahl das Recht zur Führung des Titels o le Tui Atua, König oder Herr von Atua. Außer ihm und Tanu giebt es aber noch eine ganze Anzahl hervorragender Häuptlinge in Samoa, die auf Grund ihrer Abstammung auf das Herrscherrecht Ansprüche machen. Daraus und aus dem unruhigen Geiste der Samoaner überhaupt erklärt es sich zur Genüge, weshalb bisher kein geordnetes Staatswesen unter einem allgemein anerkannten Oberherrn auf der Inselgruppe zu stande gekommen ist.

Die Samoaner gehören zu den Polynesiern, und ihre Vorfahren sind nach allgemeiner Annahme vor mehreren hundert Jahren von den Sundainseln her eingewandert. Sie sind ein kräftig gebauter, schöner Menschenschlag und stellen zweifellos die schönste Rasse dar, die sich in der ganzen Südsee findet. Die Männer groß, hochgewachsen und muskulös, dabei schlank und von selbstbewußter Haltung. Der Gesichtstypus hat etwas unverkennbar Kaukasisches, wenn auch die Nase vielleicht zu breit, der Mund



Kokospalme mit Nüssen.

zu voll ist und die Backenknochen zu sehr hervorstehen. Die Hautfarbe wechselt zwischen Hell- und Dunkelbraun, die Augen sind dunkel, ebenso die lockigen Haare, die aber Männer wie Frauen durch häufiges Beizen mit Kalk goldbraun umzufärben lieben. Höchst phantastisch ist der Kriegsschmuck der Häuptlinge, zu dem auch Halsbänder aus Haifisch- oder Eberzähnen gehören.

Das weibliche Geschlecht ist im allgemeinen weniger schön als die Männer, doch findet man unter den samoanischen Mädchen und Frauen auch nach unseren Begriffen hübsche Erscheinungen. Hinter den geöffneten Lippen blitzen zwei Reihen tadellos weißer Zähne hervor, und fröhlich lachen die schwarzen, leuchtenden Augen. Meist sind sie nur von Mittelgröße, aber tadellos gewachsen, geschmeidig und anmutig in allen Bewegungen. Als Schmuck lieben sie vor allem Blumen im Haar oder hinter dem Ohr, auch Ketten aus roten, korallenähnlichen Früchten oder den wohlriechenden Früchten einer Schlingpflanze hergestellt. Das weibliche Geschlecht genießt einen hohen Grad von Freiheit und Selbständigkeit. Auf diesen glücklichen Eilanden, deren Bewohnern alles, was sie zum Leben brauchen, ohne viel Mühe sozusagen in den Mund hereinwächst, wird von den Frauen und Mädchen nicht viel Arbeit verlangt. Feldarbeit ist überhaupt wenig erforderlich, und auch das Hauswesen stellt nur geringe Anforderungen. Die Weberei der allgemein geschätzten Matten (Tapa) ist Frauenwerk. Die Tapa, aus der Faser des Papier-Maulbeerbaumes, bildete früher bei beiden Geschlechtern auch ausschließlich die Kleidung; neuerdings tragen die Frauen aber auch schon Kleider aus gedrucktem Kattun und die von den Missionaren eingeführte Tiputa, ein Oberkleid, das aus einem Stück Zeug mit Oeffnung für den Kopf besteht.

Eines der Hauptgeschäfte der Frauen und Mädchen im



Samoanische Hütte im Walde.

Hause ist die Bereitung des einheimischen Hauptgetränkes, der sogenannten Kawa. Zu dem Zwecke kauen sie die Stücke einer Pfefferwurzel (Piper methysticum), nachdem sie sich vorher sorgfältig den Mund gereinigt haben, bis jene zu einem Brei geworden sind. Diesen speien sie in eine Schüssel und rühren ihn mit Wasser an, worauf das Ganze umgerührt, gepreßt und geknetet wird. Die Fasern entfernt man mit einem Krautbüschel. In kurzer Zeit stellt sich ein Gärungsprozeß ein, und dann ist das Getränk, das trübe und milchig aussieht, fertig. Der Fremde wird diese eigenartige „Bowle" zuerst natürlich nur mit Widerstreben über die Lippen bringen, bald aber gewöhnt man sich an ihren Genuß, denn die Kawa wirkt nicht nur erfrischend und kühlend, sondern ist auch gerade im samoanischen Tropenklima dem Magen sehr bekömmlich.

Die Samoaner sind durchweg friedliche, freundliche und fröhliche Menschen, die sich jetzt, wenigstens dem Namen nach, allgemein zum Christentum bekennen. Wer aber ihr unverfälschtes Wesen und ihre eigenartigen Sitten und Bräuche kennen lernen will, darf sich nicht auf die Küstenorte beschränken, wo der Einfluß der Papalagi oder „vom Himmel Gekommenen", wie die ersten Weißen genannt wurden, sich nicht immer vorteilhaft bemerkbar macht, sondern muß die kleinen Dörfer und Gemeinden mehr im Innern aufsuchen.

Hier trägt das Leben der Eingeborenen auch heute vielfach noch einen ganz idyllischen Charakter. Die unglaubliche Ueppigkeit des Landes und die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens überheben sie der Sorgen um das tägliche Brot fast gänzlich, und man muß einem neueren Reisenden recht geben, der diese Inselgruppe als das „Schlaraffenland der Gegenwart" bezeichnet. „Gebratene Tauben fliegen einem zwar nicht in den Mund, und auch Milch und Honig fließt nicht durchs Land, aber auf dem



Samoanisches Dorfidyll.

Rücken kann man da den lieben langen Tag liegen und braucht nur aufzustehen, um sich seine Nahrung, die während der Siesta von den Bäumen herabgepurzelt ist, zurecht zu machen. Humboldt erzählt, daß ein Mann, der auf Tahiti zehn Brotfruchtbäume gepflanzt hat, seiner Lebtage weiter nichts mehr zu thun braucht, da er von dem Ertrag der Bäume leben kann. Die Samoaner säen und pflanzen gar nichts, sondern bekümmern sich nur um die Ernte, die von selbst heranreift und diese seligen Phäaken in sattem Nichtsthun erhält. Ein gesegneteres Land läßt sich nicht denken. Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Orangen, Bananen, Yams, süße Kartoffeln, Taros, Sago und viele andere treffliche Nahrungsmittel wachsen alle dort, nur von Mutter Natur gewartet und gepflegt, und die Eingeborenen genießen froh, was ihnen beschieden, ohne etwas zu entbehren. Ein fruchtbarer Boden, der von zahlreichen Süßwasserbächen reichlich getränkt wird, bringt alles hervor, dessen sie bedürfen: die Palme giebt Material zu den Hütten, deren Dächer mit Palmen- oder Bananenblättern gedeckt werden, zu Körben oder anderen Haushaltungsutensilien; aus ihren Fasern verstehen sie Seile und Netze anzufertigen; der Saft wird in ein berauschendes Getränk umgewandelt, und die Nuß ist für sich allein eine unerschöpfliche Quelle des Nützlichen und Angenehmen.“ Es giebt Palmen, die 150 bis 200 Nüsse tragen. Die Nuß liefert, in Streifen geschnitten und getrocknet, wobei sie etwa die Hälfte ihres ursprünglichen Umfanges verliert, die das Kokosöl liefernde Kopra, den wichtigsten Exportartikel.

Neben diesen Erzeugnissen des Pflanzenreiches bietet aber auch das Meer um jene Inseln herum den Eingeborenen, die gewandte Schiffer und Fischer sind, eine überaus reiche Ausbeute an Fischen und Schaltieren aller Art zwischen den Klippen und Korallenriffen. Auch die Vieh- und Geflügelzucht gewährt bei geringer Mühe gute



Deutsche Pflanzung auf Upolu.

Erträgnisse, und so ist denn für die glücklichen Samoaner das Märchen vom „Tischlein deck dich“ gewissermaßen zur Wirklichkeit geworden. Eine Küche aber wird man in den einzelnen Wohnstätten der Insulaner vergeblich suchen, denn alle Speisen werden in einem der betreffenden Dorfschaft gemeinsam gehörigen Kochhause zubereitet. Die Hütten oder Häuser der Eingeborenen stehen unter Fruchtbäumen regellos zerstreut. Die Zwischenräume zwischen den das Dach tragenden Baumstämmen werden durch geflochtene Matten ausgefüllt, die man nach Belieben in die Höhe ziehen oder herunterlassen kann. Das Innere wird gleichfalls durch größere Matten in verschiedene Abteilungen geteilt. Jede Ortschaft hat einen kreisförmigen, von schönen Bäumen beschatteten Rasenplatz, auf dem sich ein besonders großes Gebäude erhebt, das Faletele, zu öffentlichen Verhandlungen und Festen wie zur Aufnahme von Fremden dienend, während es früher auch noch als Tempel benutzt wurde. Die ursprüngliche Art des Häuser- oder Hüttenbaues war außerordentlich praktisch und für das dortige Tropenklima sehr passend. Jetzt machen sich auch in dieser Beziehung bereits europäische Einflüsse geltend; namentlich Häuptlinge haben sich Häuser in europäischem Stil erbauen und diese sogar mit Möbeln nach europäischem Muster ausstatten lassen; letztere sind oft Erzeugnisse der erstaunlich geschickten samoanischen Zimmerleute und Tischler.

Im allgemeinen aber betrachten die Eingeborenen die Arbeit als etwas höchst Unangenehmes und — bei der geschilderten leichten Befriedigung ihrer Bedürfnisse — auch ganz Ueberflüssiges. Deswegen haben die Plantagenbesitzer über fortwährenden Arbeitermangel zu klagen, dem man dadurch abzuhelfen sucht, daß man durch besondere Agenten auswärts — auf den Marschallsinseln, den Salomonsinseln u. s. w. — farbige Arbeiter anwerben läßt und nach den Samoainseln bringt.



Arbeiter auf einer Pflanzung.

Die Thätigkeit der weißen Ansiedler dreht sich in erster Linie um die Gewinnung und Verschiffung der Kopra, in geringerem Maßstabe auch der Baumwolle. Der Ausfall der Kopraernte hängt vornehmlich davon ab, ob die Palme die nötige Feuchtigkeit erhält, denn wenn der Regen zu lange ausbleibt, so verdorrt nicht nur ein Teil der Blüten, sondern auch viele bereits entwickelte Früchte schrumpfen zusammen und gehen ein. Bei gutem Ausfall der Kopraernte herrscht überall eine vergnügte Stimmung, denn auch die Kaufkraft der Eingeborenen hängt wesentlich von dem Ausfall dieser Ernte ab. Die ganze Zwischenzeit füllen sie am liebsten mit Nichtsthun, versüßt durch die leidenschaftlich geliebten Gesänge, Tänze und Spiele aller Art, aus. Alle Einwanderer, sie mögen nun Pflanzer oder Kaufleute, Wirte oder Handwerker sein, hängen daher mehr oder weniger von den erwähnten Industrien ab.

Mit schönstem Erfolg hat man in neuerer Zeit auch Kaffee, Kakao, Reis und sogar Thee zu kultivieren versucht. Den Typus der deutschen Pflanzungen veranschaulicht unser Bild auf S. 219. Ganz ähnlich sieht auch die neuerdings vielgenannte, meist mit Kokospalmen besetzte Vailelepflanzung der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln, etwa sechs Kilometer östlich von Apia, aus, wo der Ueberfall der Engländer und Amerikaner durch die Mataafaleute stattfand.

Nach dem Gesagten wird man das Urteil gewiß gerechtfertigt finden, das bisher noch alle Besucher der Samoainseln gefällt haben: daß diese nämlich zu den schönsten, ergiebigsten und anmutigsten Eilanden der ganzen Südsee gehören und daher einen sehr wertvollen Besitz darstellen. Zum Schluß mögen nun noch einige Angaben folgen zur Klarstellung der wirtschaftlichen Stellung, die Deutschland auf jener Inselgruppe einnimmt. Der deutsche Grundbesitz auf Samoa umfaßt 37,000 Hektar, während der ameri-

kanische auf 8200 Hektar, der englische auf noch weniger zu schätzen ist. Engländer und Amerikaner haben beinahe gar keine Pflanzungen dort, während die deutschen Plantagen sich meilenweit über das Land erstrecken und Millionen an Wert darstellen. Auch die Ausfuhr liegt fast ausschließlich in deutschen Händen. Selbst im Auslande wird man es daher als vollberechtigt anerkennen müssen, wenn Staatssekretär v. Bülow in der Reichstagssitzung vom 14. April 1899 als Richtschnur für die deutsche Politik folgendes hinstellte: „Einmal, daß wir die Pflicht haben, Handel, Wandel, Eigentum und Erwerb unserer Landsleute auf Samoa zu schützen, dann, daß wir auf Samoa vertragsmäßige Rechte besitzen, deren Aufrechterhaltung das deutsche Volk als Ehrensache empfindet."





Mannigfaltiges.

Der Hofperückenmacher. — Es war im Jahre 1730. Ueber das Königreich Preußen herrschte König Friedrich Wilhelm I. in Berlin, und über das Reich der Mode schwang Lubin, der Hoffriseur am französischen Hofe zu Paris, das Scepter. Meister Lubin war damals der Baumeister aller monumentalen Kopffrisuren der eleganten Damenwelt, und seine Kunst darin wurde von niemand übertroffen.

Die Perückenmacher der damaligen Zeit wurden für wirkliche Künstler gehalten, und ihre Zunft allein genoß das Privilegium des Schwerttragens.

Unter den Lehrjungen des Meisters Lubin befand sich ein hübscher und gefälliger Junge, Namens Léonard. Dieser war verliebt in seine Kunst, aber nicht minder auch in das Töchterlein seines Lehrmeisters, die schöne Oliveta, ein anmutiges Mädchen von sechzehn Jahren mit kirschroten Lippen und wundervollen Augen.

Aber Meister Lubin erklärte feierlich, daß nur der sein Nachfolger im Geschäfte werden könne, der sich früher oder später ausweisen könnte damit, ein gekröntes Haupt frisiert zu haben; das war die Bedingung für seinen zukünftigen Schwiegersohn....

Da erhielt Léonard eines Tages ein Schreiben aus Berlin; es war von seinem Onkel, einem ehrsamen Schuhmacher, der sich dort ansässig gemacht hatte. Dem Onkel ging es gut, und darum lud er seinen Neffen ein, sich ebenfalls in Berlin nieder-

zulassen. Die Berliner waren damals den Fremden Freund, besonders wenn diese aus Paris kamen.

Anfangs hatte Léonard nur wenig Lust dazu. Wie sollte er auch sein ihm lieb gewordenes Paris verlassen und seine — Oliveta?

Aber Oliveta hielt ihn selbst dazu an, es hing ja möglicherweise die Zukunft beider davon ab. Und so verließ Léonard traurig die Ufer der Seine und vertauschte sie mit den Ufern der Spree.

Sein Onkel täuschte ihn nicht. Jener zählte die besten Gesellschaftskreise zu seinen Kunden, und die meisten derselben nahmen bald auch die Kunst Léonards in Anspruch. So besorgte der Onkel die Fußbekleidung, der Neffe dagegen die Kopffrisuren der elegantesten Damen- und Herrenwelt Berlins.

Der Name „Léonard" wurde bald berühmt und seine Kunst von den höchsten Herrschaften gesucht. Nur eines fehlte noch zu seinem vollständigen Glücke: ein gekröntes Haupt frisieren zu dürfen und der Hoftitel vor seinem Namen.

Groß war deshalb seine Freude, als ihn eines Tages die Königin zu sich rufen ließ. Freilich war der Hof Friedrich Wilhelms nicht ein Hof Ludwigs XV., aber ein Königshof war er doch.

Léonard begab sich zur bestimmten Stunde in den königlichen Palast, das Schwert an der Seite, den Dreispitz unter dem Arme. Er wurde eingeführt. Unter seinen Künstlerhänden wuchsen die phantasiereichsten Frisuren: die Haare der hohen Damen vom Hof wurden gekämmt, geflochten, gepudert, gehoben und aufgetürmt über der Stirn, so reizend schön und entzückend, daß Léonard das größte Lob erntete.

„Man fühlt sich unwillkürlich nach Versailles versetzt," bemerkte eine der Hofdamen entzückt.

Und diese Bemerkung war für den Haarkünstler die größte Auszeichnung. Die Frisur der Königin war ihm aber ganz besonders geglückt, das Bewußtsein, ein gekröntes Haupt frisiert zu haben, machte ihn im Hinblick auf seine Liebe ungemein hoffnungsvoll.

Eben war er mit seiner Arbeit fertig, und schon schickte er sich zum Fortgehen an, als sich plötzlich eine derbe Stimme hören ließ, die unter den Anwesenden eine nicht geringe Bestürzung hervorrief.

„Was soll diese Maskerade bedeuten?"

Der Mann, aus dessen Munde diese Worte kamen, war eine hohe hagere Gestalt. Seinen Kopf bedeckte ein Filzhut, und einen Stock mit elfenbeinernem Griffe hielt er unter dem Arme.

Es war König Friedrich Wilhelm I.

Die Königin stotterte eine Ausrede, sie sprach von einer Audienz, in welcher der neue französische Gesandte empfangen werden sollte.

„Sind Sie närrisch geworden, Madame," unterbrach sie der König, „und glauben Sie, daß ich Ihre Maskerade so ruhig mit ansehen kann?"

Und zu Léonard gewendet, fuhr er fort: „Du hast eine schöne Arbeit gemacht — aber eine höchst lächerliche. Meiner Ansicht nach wirst du die schönste Arbeit erst jetzt ausführen: ich befehle dir, sämtliche hier anwesenden Damen sofort kahl zu scheren. Was Sie betrifft, Madame," fügte er hinzu, sich zur Königin wendend, die ihn zu beschwichtigen suchte, „so will ich bei Ihnen als Königin von Preußen eine Ausnahme machen und Sie von dieser Prozedur ausschließen."

Alle Bitten und Proteste waren umsonst.

Als diese schreckliche Exekution vorüber war, wandte sich der gefühllose König zu dem Vollzieher seines Willens: „Jede Arbeit," sagte er, „will ihren Lohn, was gab dir die Königin dafür?"

„Zehn Thaler."

„Fürwahr, Madame, Sie sind nicht sehr großmütig, dieser junge Mann muß sich einen sauberen Begriff machen von unserem Hofe."

„Sire ... ich war der Meinung ..." stotterte die Königin.

„Nun, ich will freigebiger sein und deine Dienste besser honorieren, mein Junge. Wie viel bin ich dir schuldig für die Durchführung meines Befehles?"

„Ganz nach Belieben, Sire," stammelte der Haarkünstler.

„Bist du zufrieden mit fünfundzwanzig?"

„Ja, Sire," entgegnete Léonard und neigte sich tief zur Erde ... „Au weh, au weh, au weh ..."

Und die Stockhiebe des Königs fielen wie dichter Hagel auf

den gekrümmten Rücken des Künstlers, indes der König dabei ganz ruhig und gewissenhaft zählte: „Ein Thaler, zwei Thaler..."

Léonard war herzlich froh, als er aus dem Schlosse war, packte schleunigst seine Habseligkeiten zusammen, verließ Berlin und kehrte nach Paris zurück zu seinem Meister.

Sein sehnlichster Wunsch aber war erfüllt, denn er hatte ein gekröntes Haupt frisiert, und das genügte für seine Zukunft. Sein ehemaliger Meister war vollkommen befriedigt, und Léonard wurde sein Schwiegersohn, dem er bald darauf sein einträgliches Geschäft abtrat.

Die Affaire mit dem König verschwieg Léonard natürlich, und wenn einmal über den als geizig geltenden König Friedrich Wilhelm gespöttelt wurde, pflegte er zu sagen: „Gerade das Gegenteil, meine Herren, ich habe ihn zu meiner Zeit als einen ungemein freigebigen Herrn kennen gelernt." F. H.

Neue Erfindungen: I. Die neueste Art von Rollschuhen. — In den achtziger Jahren tauchten, wohl hauptsächlich durch die Anregung der Schlittschuhscene in Meyerbeers „Prophet", als Schlittschuhsurrogat die schon früher von J. Garcin erfundenen Rollschuhe auf. Die neue Bewegungsart wurde zuerst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eingeführt und fand auch rasch in Europa Aufnahme. Man fuhr in Hallen, deren Boden mit einem Belag von Asphalt oder besser von Zement versehen war, sogenannten Skating-Rinks, und während mehrerer Jahre wurden Dutzende von Patenten auf neue Rollschuhkonstruktionen genommen. Man errichtete sogar Skating-Rinks, in denen im Sommer eine wirkliche Eisbahn erzeugt wurde mit Hilfe eines Röhrensystems, worin sehr kalte Salzlösungen zirkulierten, oder man ahmte durch kristallisierende Salzmischungen die Eisfläche nach, die täglich neu geglättet wurde. So eifrig dieser Sport aber eine Zeitlang betrieben wurde, ebenso rasch verschwand er auch wieder, um dem „Radeln" Platz zu machen, wohl hauptsächlich deswegen, weil man bei der Benutzung der Rollschuhe durchaus auf die Skating-Rinks beschränkt war und nicht nach Belieben damit ins Freie hinausfahren konnte.

Das soll nun jetzt eine neue Art von Rollschuhen ermöglichen, die in Paris aufgekommen ist; bereits sieht man Liebhaber dieses

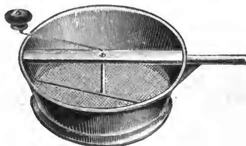
nenen Sports in der Weise, wie es unsere Abbildung veranschaulicht, damit in den Alleen des Bois de Boulogne sich umherbewegen. Diese neueste Art von Rollschuhen hat nur zwei Räder, eines vorn und das andere hinten, mit einem Durchmesser von 15 bis 20 Millimeter und gleich den Fahrrädern von einem hohlen Kautschukring umgeben. Sie sitzen an einem Gestell aus Stahl von Fußlänge, haben hinten eine Lederkappe für den Absatz und werden mittels Riemen am Fuße festgeschnallt. Man soll damit auf guten Wegen eine Strecke von 15 bis 20 Kilometer in der Stunde zurücklegen können, doch ermüdet man schneller dadurch wie beim Radfahren. Fr. R.



Neue Art von Rollschuhen mit zwei Rädern und Kautschukreifen.

II. Mehlsieb mit Rotationsbewegung. — Wenn man Backwerk oder Mehlspeisen bereiten will, so muß das Mehl, wie jede Hausfrau weiß, vorher fein gesiebt werden. Das geschah bisher, indem man es mit einem Quirl durch die Maschen eines Siebes trieb. Dies Durchrühren, bei dem es sich vornehmlich um das Zerdrücken der zahlreichen Mehlklümpchen handelt, ist aber recht zeitraubend, und dann staubt bei dieser Arbeit das Mehl auch in unangenehmer Weise. Beiden Uebelständen hilft nun ein neues Mehlsieb mit Rotationsbewegung ab, das unsere Abbildung zur Anschauung bringt. Unmittelbar auf seinem Drahtboden befindet sich eine Blechstange, die mittels einer Kurbel zu drehen ist. Nachdem man das zu siebende Mehl hineingeschüttet hat, wird die Kurbel und mit ihr die Blechstange in Bewegung gesetzt und dadurch in kürzester Zeit das Mehl durchgesiebt, wobei sich die darin befindlichen Klümpchen ganz leicht auflösen. Hierbei wird stets nur die unterste Mehlschicht bewegt, während das darüber befindliche Mehl ganz ruhig

liegen bleibt, wodurch jegliche Staubentwickelung ausgeschlossen ist. Dies neue Sieb wird in drei Größen hergestellt, mit einem Durchmesser von ungefähr 20, 24 und 28 Centimeter; die Preise betragen 2,25, 2,75 und 3,75 Mark. Es sei endlich auch noch darauf hingewiesen, daß sich dieses äußerst praktische Gerät nicht bloß zum Durchsieben von Mehl, sondern auch von Zucker, Schokolade, geriebenem Brot und dergleichen mehr verwenden läßt. Die Ausführung des Siebes, dessen Wandung aus Weißblech und dessen Boden aus verzinntem Drahtgewebe besteht,



Neues Mehlsieb mit Rotationsbewegung.

ist sehr solide und übertrifft die der gewöhnlichen Haarsiebe bei weitem, so daß es auch in dieser Beziehung empfohlen werden darf. E. M.

Eine kostbare deutsche Geige. — Bei einem Besuche, den Kaiser Karl VI. auf dem Schlosse seines obersten Gestütmeisters, des bekannten Grafen Wenzel v. Trautmannsdorf abstattete, waren von diesem die mannigfaltigsten Veranstaltungen für einen würdigen Empfang getroffen worden. Unter anderem hatte Trautmannsdorf die berühmte Sängerin Faustina und ihren Reisegefährten, den Violinisten Mauro Allesi, kommen lassen, obgleich er mehrere vorzügliche Musiker, von denen die beiden Geiger Gebrüder Georg und Nikolaus Stezitzky die bedeutendsten waren, ständig in seinen Diensten hielt. Mauro Allesi führte mehrere ausgezeichnete Cremonesergeigen mit sich, deren herrlicher Ton allgemeines Entzücken erregte.

In dem Gefolge des Kaisers befand sich auch Fürst Wenzel von Liechtenstein, der demnächst als Botschafter nach Paris gehen

sollte. Dieser erbat von Trautmannsdorf für Georg Stezitzky die Erlaubnis, ihn nach Frankreich zu begleiten. Sie wurde gern gewährt, aber der deutsche Virtuose war nur im Besitz eines sehr mittelmäßigen Instruments, das niemand mehr gefallen wollte, nachdem man Allesis Violinen kennen gelernt hatte. Trautmannsdorf suchte den Italiener zum Verkauf einer derselben zu bewegen und machte ihm wahrhaft glänzende Anerbietungen. Mauro Allesi schlug sie aber alle rundweg aus und wurde infolgedessen in ziemlicher Ungnade, wenn auch mit einer reichlichen Belohnung für seine musikalischen Leistungen vom Schlosse entlassen.

Der Graf, der ein großes Interesse daran hatte, mit seinem Geiger in Paris Ehre einzulegen, ließ überall Umfrage nach einem passenden Instrument halten, ohne daß seine Bemühungen von Erfolg gewesen wären.

Da ließ sich, während noch die hohen Gäste auf dem Schlosse anwesend waren, ein alter Mann bei Trautmannsdorf melden, mit der Bitte, ihm und den anderen erlauchten Herrschaften etwas vorspielen zu dürfen. Eine kleine Probe fiel zur vollen Zufriedenheit des Grafen aus, und am Abend weckte der bejahrte Virtuose, dessen Name uns nicht überliefert ist, bei seinem vornehmen Auditorium wahre Stürme des Beifalls durch sein meisterhaftes Spiel und vor allem durch den edlen, kraftvollen Ton seiner Violine. Man erkundigte sich nach ihrer Herkunft und erfuhr, daß sie deutschen Ursprungs sei, nämlich ein Werk des Geigenbauers Jakob Stainer aus Tirol. Einhellig war man der Meinung, daß sie Allesis Cremonesergeigen weit hinter sich lasse, und Graf Trautmannsdorf fragte den Besitzer, unter welchen Bedingungen er ihm die Violine überlassen würde. Der alte Meister aber weigerte sich anfänglich sehr entschieden, sein Kleinod herzugeben, da, wie er sagte, mit ihm auch seine ganze Kunst und all sein Glück dahin sein würden. Das Drängen und die immer gesteigerten Anerbietungen des Grafen aber machten ihn doch endlich nachgiebig, und es kam zuletzt folgender Vertrag zwischen ihnen zu stande: Trautmannsdorf zahlte ihm für sein Spiel 50 Dukaten und bewilligte ihm für die Hergabe der Violine 300 Gulden baren Geldes, alljährlich eine vollständige Bekleidung, tägliche Beköstigung für den Rest seines

Lebens mit einer Maß guten Weines für jeden Tag und zwei Fässern Bieres jährlich zum Nebentrunk, freie Wohnung, Holz und Licht, monatlich zehn Gulden und jährlich sechs Scheffel Frucht, endlich so viele Hasen, als er sich für seine Küche wünschen würde.

Nach Abschluß dieses Vertrages mußte Georg Stezitzky zur Bewunderung aller Hörer ein Solo auf dieser Geige spielen, worauf er sie von dem Grafen zum Geschenk erhielt. Der Mann aber, welcher das Instrument unter so vorteilhaften Bedingungen hingegeben hatte, lebte noch sechzehn Jahre und bezog aus der Kasse des Grafen während dieser Zeit im ganzen nicht weniger als 10,380 Gulden 24 Kreuzer, eine Summe, die nach dem damaligen Geldwert wohl den höchsten Kaufpreis darstellt, welcher für eine Geige deutschen Ursprungs jemals bezahlt worden ist. Als Georg Stezitzky gestorben war, erhielt sein Erbe viele Angebote auf das Instrument. Aber erst nach dem Tode des Grafen v. Trautmannsdorf entschloß er sich, es an den kurpfälzischen Hofmusikus Zart zu verkaufen. Die Geige ging später durch mehrere Hände, und man hörte von ihr zum letztenmal im Jahre 1854, wo auf ihr in Wien bei der Vermählung des Kaisers von Oesterreich gespielt wurde. Seitdem ist sie verschollen.

Der Geigenbauer Jakob Stainer aber, dessen Erzeugnisse in der zweiten Hälfte des 17. und im ganzen 18. Jahrhundert so hoch geschätzt waren, daß eine wirkliche Stainergeige zuletzt kaum mehr unter 500 Dukaten zu haben war, hatte zu seinen Lebzeiten nur gar spärliche Früchte seines Fleißes und seiner Kunstfertigkeit geerntet. Er stammte aus dem Dorfe Absam, einem vielbesuchten Wallfahrtsort nördlich von Hall, und erfreute sich schon mit zwanzig Jahren in ganz Tirol eines großen Rufes als Geigenbauer. Er benutzte für die von ihm gefertigten Instrumente stets das Holz der sogenannten Haselfichte, und man erzählt, daß er die für seine Zwecke geeigneten Stämme ausgewählt habe, während sie, wie es in Gebirgsgegenden üblich ist, nach dem Fällen von der Höhe ins Thal hinabgestoßen wurden. Bei dem Aufschlagen auf die Felsen pflegen sie dann nämlich seltsame singende Töne von sich zu geben, und aus diesen Lauten erkannte Stainers feines Ohr ihre Eignung für den

Geigenbau. Zwar ernannten sowohl der Erzherzog Ferdinand Karl, wie der Kaiser Leopold I. ihn zu ihrem Hofgeigenmacher, aber der Gewinn, welcher Stainer aus seiner etwa vier Jahrzehnte lang geübten Thätigkeit erwuchs, muß ein sehr geringfügiger gewesen sein, denn er lebte mit seiner zahlreichen Familie stets in sehr beschränkten Verhältnissen, und als zuletzt das sogenannte Pfandhausamt seine Bitte um Stundung einer Schuld von 450 Gulden abschlägig beschied, verfiel er aus Furcht vor der gerichtlichen Exekution in Schwermut und später in förmlichen Wahnsinn, von dem sein Geist bis zu seinem im 62. Lebensjahre erfolgten Tode umnachtet blieb.

Auch Mozart besaß eine echte Stainergeige und hielt dieselbe sehr hoch in Ehren. Sie ist mit Stainers Handschrift und der Jahreszahl 1656 bezeichnet, diente dem unsterblichen Meister als Soloquartettinstrument und wurde im Jahre 1856 am Mozartfeste im Salzburger Mozarteum als eine teure Reliquie ausgestellt. Auch in der Pfarrkirche zu Hall in Tirol wird noch heute ein echtes Stainersches Violon mit der Jahreszahl 1653 aufbewahrt. R. O.

Der Sohn des Panzerschiffes. — Am Tage nach dem Bombardement Alexandrias (1882) wurden englische Matrosenabteilungen in die brennende Stadt entsendet, um dem Plündern der Araber Einhalt zu thun. Bei ihrem Vordringen stieß eine solche Abteilung vom „Inflexible" auf einen Araber, der sich eben mit seiner Beute aus dem Staube machen wollte. Als er die Gewehre auf sich gerichtet sah, zog er aus seinem faltigen Burnus ein kleines Kind, wahrscheinlich ein geraubtes Christenkind, hervor und hielt es mit höhnischem Grinsen zu seinem Schutz den Angreifern entgegen. Seine Kriegslist wirkte, denn niemand wagte loszudrücken, aus Furcht, das unschuldige Geschöpf zu töten. Zwei Matrosen fielen jedoch dem Unhold auf Umwegen in den Rücken und streckten ihn nieder, ehe er sich dieser Angreifer versah.

Das Kind aber wurde an Bord des Schiffes gebracht, dessen Offiziere den Beschluß faßten, für seine Zukunft zu sorgen. Der „Sohn des Panzerschiffes", das maritime Pendant der „Tochter des Regiments", wurde auf die Namen Frederic Francis Inflexible getauft; die beiden Vornamen waren jene des Ober-

admirals Beauchamp-Seymour; der Zuname wurde dem Panzerkoloß entlehnt, dessen Offiziere an dem Täufling insgesamt Vaterstelle vertraten.

Frederic Francis Inflexible lebt gegenwärtig in der Hauptstadt Frankreichs. W. H.

Die Mordlust der Ameisen. — Die Ameisen, diese gleichberühmten Kampf- und Kunstgenossen der Bienen, sind die streitbarsten Geschöpfe der Insektenwelt. Sie organisieren Angriffskriege und Raubzüge, veranstalten förmliche Sklavenjagden, nehmen Ueberfälle und Plünderungen vor und üben grausamsten Mord an Schuld- und Wehrlosen.

Für die kleine harmlose Tierwelt bedeutet eine Ameisenkolonie ringsum Schrecken und Verderben. Wer diesen Barbarismus des Ameisenvolkes noch nicht kennt, der hebe ein Nest der gewöhnlichen Wiesenameise gründlich aus, verbringe die ganze krabbelnde Gesellschaft in einen dicht schließenden Sack und schütte dann den ganzen Inhalt auf eine frischgemähte Wiese hin. Sofort, nachdem die Ameisen von dem neuen Territorium Besitz genommen haben, entsteht unter den bisherigen kleinen Bewohnern desselben eine allgemeine Panik. Alle Grillen entfliehen im Nu, indem sie ihre Erdlöcher preisgeben. Die Heuschrecken, die Zirpen, die Erdflöhe suchen sich nach allen Seiten zu retten; die Spinnen und Käfer verlassen ihre Beute, um nicht selbst zu einer solchen zu werden; die ungeschickteren Tiere, oder solche, welche eben erst ausschlüpfen, werden von den ausschwärmenden Ameisen massenweise aufgespürt, hingemordet und zerrissen. Der Entomologe Forel brachte einen Trupp Wiesenameisen mit einem Wespenneste zusammen, welches in die Erde hineingebaut war. Die Ameisen blockierten sofort die Oeffnung des Nestes und jagten die zahlreichen Insassen heraus, allerdings nicht ohne bei diesem Kampfe viele ihrer eigenen Genossen zu verlieren.

Wenn die Maikäfer im Frühling sich anschicken, aus der Erde zu kriechen, sieht man häufig, wie die Wiesenameise in das kleine Loch, welches noch nicht groß genug ist, um den Maikäfer passieren zu lassen, eindringt und den nichts Böses Ahnenden hinmordet. Die Raupen, die Regenwürmer, die Larven jeder Art und Größe werden in gleicher Weise die Beute verschieden-

artiger Ameisen. Sogar die geflügelten Insekten sind vor diesen schlimmen Mördern nicht sicher. Schmetterlinge, Fliegen, selbst Schnecken, welche durch irgend einen Anlaß in den Rasen herabfallen und nicht sofort wieder aufkommen, werden von den in der Nähe lauernden Ameisen getötet. Sogar an die zarte Brut junger Vögel, welche auf dem Boden oder in niederem Gebüsche nisten, wagt sich das Räubervolk heran und martert die hilflosen Wesen langsam zu Tode.

Noch gefährlicher und gefürchteter als unsere einheimischen Ameisenarten sind diejenigen der tropischen Gegenden. Wenn die westafrikanische Jagd- oder Treiberameise in ein Haus einzieht, dann verlassen die Neger sofort die Wohnung, weil sie wissen, daß gegen diese Einquartierung aller Widerstand umsonst ist. Alles Ungeziefer, welches im Hause verborgen ist, wie Ratten, Mäuse, Schwaben, Spinnen und Wanzen, sogar Schlangen und Eidechsen machen sich aus dem Staube vor diesem gefürchteten Räuber und Mörder. E. T.

Napoleons I. Totenmaske. — Am 6. Mai 1821, am Tage nach dem Tode Napoleons I., nahm sein Arzt die Totenmaske des Kaisers in Gips ab. Als er später mit dieser Maske nach England zurückkehrte, bot man ihm 6000 Pfund Sterling, aber er lehnte dieses Angebot ab. Später ließ der Arzt noch einen Bronzeabguß dieser Totenmaske anfertigen.

Vor einigen Jahren wurde die Originalmaske in London mit 6000, dann mit 5000 Pfund Sterling zum Verkaufe angeboten, ohne jedoch einen Käufer zu finden. Nicht besser erging es dem Verkäufer in Brüssel, wo man 100,000 Franken forderte; die Maske war nicht anzubringen.

Die Bronzemaske war in den Besitz des Vereines „Die Söhne des Ruhmes" übergegangen. Dieser Verein bestand nur aus ehemaligen Offizieren der großen Armee; so oft ein Mitglied starb, wurde die Maske während der Beerdigung auf dessen Sarg gelegt. Nach dem Tode des letzten „Sohnes des Ruhmes" erwarb die Maske eine Engländerin, Fräulein Forty. Diese Dame ist jetzt gestorben, und bei der Versteigerung ihres Nachlasses kam auch die Maske unter den Hammer. Sie brachte es auf 435 Franken. St.

Schlafmaschinen. — Die originellsten Erfindungen werden bekanntlich in Amerika zu stande gebracht. Freilich giebt es unter den amerikanischen Erfindungen auch solche, die heute viel von sich reden machen und vielleicht morgen schon wieder von der Bildfläche verschwunden sind. So sind kürzlich in der neuen Welt Schlafmaschinen erfunden worden, und zwar nicht etwa zum Scherz, sondern bei der Konstruktion hat man sich an wissenschaftliche Erfahrungen gehalten. Es sind auf einmal drei Arten von Schlafmaschinen auf den Markt gebracht worden. Die eine dieser sonderbaren Maschinen besteht in einer elektrischen Batterie, die im Bett angebracht ist, und welche mit dem Hals des Schlafbedürftigen, der sich ins Bett legt, in Verbindung gebracht wird. Die Batterie schickt ununterbrochen milde, elektrische Ströme durch das Rückenmark des Schlafbedürftigen und soll in der That einen tiefen und angenehmen Schlaf erzeugen. Richtig ist, wie wissenschaftlich festgestellt ist, daß leichtes Elektrifieren des Rückenmarks guten Schlaf erzeugt.

Die zweite Maschine ist nach mechanischen Prinzipien konstruiert. Sie wird ebenfalls um den Hals des Schlafbedürftigen gelegt und übt einen leisen Druck auf die Halsschlagadern aus. Durch den Druck auf die Adern wird die Zufuhr des Blutes in das Gehirn gehindert, und so der Schlaf erzeugt, denn Schlaf tritt bekanntlich nur ein, wenn das Gehirn nicht mit Blut überfüllt ist.

Die dritte Maschine beruht im Prinzip auf der Erfahrung, daß eine Ermüdung der Augen Schlaf erzeugt. Eine solche Ermüdung der Augen tritt durch das Beobachten einer gleichmäßigen Bewegung ein. Man wird schläfrig, wenn man lange auf Bäume sieht, die im Winde bewegt werden, oder wenn man am Rande eines Wassers sitzt, das gleichmäßig dahinfließt, sich kräuselt oder Wellen bildet. Der Erfinder dieser Schlafmaschine hat nach diesem Grundsatze einen achteckigen, mit Spiegeln versehenen Körper konstruiert, der um seine Längsachse rotiert. Durch den beständigen, gleichmäßigen Reiz, den die Spiegel in rascher Aufeinanderfolge auf das Auge ausüben, soll eine derartige Ermüdung des Auges eintreten, daß der Schlaf nach kurzer Zeit sich unfehlbar einstellt.

Diese Erfindungen, denen es ja, wie man sieht, nicht an wissenschaftlichem Hintergrunde fehlt, machen den Fähigkeiten ihrer Erfinder alle Ehre, jedenfalls aber erzeugt man Schlaf am besten nach der „alten Methode", nämlich durch eine vernünftige, regelmäßige Lebensweise und Ermüdung des Körpers durch Arbeit und Bewegung. A. O. K.

Ein „gebildeter" König. — König Ferdinand von Neapel, der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts regierte, lernte erst durch seine Gemahlin Karoline lesen und schreiben. Die unglaubliche Unwissenheit des Königs gab natürlich Stoff zu manchen Anekdoten. Gut beglaubigt ist die folgende: Einst kam in des Königs Gegenwart die Rede auf das Ende Ludwigs XVI. Jemand wies darauf hin, daß die Annalen der europäischen Geschichte schon zum zweitenmal die Hinrichtung eines Königs zu verzeichnen hätten.

„Zum zweitenmal?" fragte der König erstaunt.

„Nun ja, in England."

„In England wäre ein König hingerichtet worden?"

„König Karl I., Majestät."

„Nein," rief Ferdinand, der von dieser Thatsache keine Ahnung hatte, „nein, das ist unmöglich, da sind Sie falsch unterrichtet. Die Engländer sind ein zu loyales und braves Volk, als daß sie einer so niedrigen That fähig sein könnten." König Ferdinand war damals mit den Engländern gegen Frankreich verbündet und ehrte in ihnen die Vorkämpfer gegen die Revolution. Nach einer Pause setzte er hinzu: „Verlassen Sie sich darauf, das ist eine bloße Erfindung, von den Pariser Jakobinern in die Welt gesetzt, um ihr Verbrechen durch das Beispiel einer so großen Nation wie der englischen zu verringern. Es mag ihnen gelungen sein, ihr eigenes Volk damit zu täuschen, aber wir werden uns, will ich hoffen, von ihnen nicht beschwindeln lassen." St.

Eine gute Carriere. — Daß der erste Minister und Ratgeber des Königs Chulalongkorn von Siam ein geborener Schleswiger ist, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Derselbe, Admiral A. du Plessis-Richelieu in Siam, wurde 1852 in Loit bei Apenrade geboren. Als sein Vater, der in diesem Dorfe Prediger war, starb, kam der junge Richelieu nach Dänemark. Dort er-

wählte er den Seemannsberuf und genügte seiner Militärpflicht in der dänischen Marine. Bald darauf beschloß er, nach Bangkok zu gehen. Im Jahre 1873 reiste er dorthin und überbrachte dem Könige von Siam ein warmes Empfehlungsschreiben des dänischen Königs. Schnell hat er hier sein Glück gemacht. König Chulalongkorn gewann bald die Einsicht, daß der junge Richelieu ein Mann sei, den er zum Reformator und Organisator der Verhältnisse seines Landes gebrauchen könne. Richelieu stieg bald von Stufe zu Stufe, bis er schließlich zum Admiral vorrückte, und der König ihn zu seinem ersten Berater, seinem Freunde und obersten Staatsmann ernannte. Als der König seine Europareise antrat, war es seine Absicht, seinen ersten Minister mitzunehmen. Auf ausdrücklichen Wunsch der Königin blieb dieser jedoch zurück, um an ihrer Seite die Staatsgeschäfte zu besorgen. Richelieu ist seit 1892 mit der Tochter des dänischen Kammerjunkers Lerche auf Seeland verheiratet. O. v. B.

Ein denkwürdiger Schuß. — Im Jahre 1796 rückte eine russische Abteilung Soldaten bis gegen Krakau vor, um diese damals schwach verteidigte, alte, halbverfallene Festung zu nehmen. Nach altem Brauche waren die Mauern und Flankierungstürme von den bürgerlichen Handwerkszünften besetzt. Der äußerste der drei jetzt noch pietätvoll erhaltenen Stadttürme an der Nordfront, zunächst des Florianithores, gehörte der Gilde der Schnürlmacher, Börtelweber und Schmuckler (Posamentierer), welche mit ihren alten Waffen unter Kommando des Altmeisters Kasimir Oraszewicz dort Wache hielten.

Da rückte eines Tages der russische General Panin mit glänzender Suite, alle prächtig uniformiert, bis auf zwölfhundert Schritte an die Mauern, um zu rekognoszieren.

„Hallo! Diesen Vogel möchte ich haben," rief Oraszewicz und griff nach seinem Gewehre.

„Schade um das Pulver!" bemerkte ein Bürger, „so weit trägt keine Büchse; vielleicht das Wallgewehr." Dabei deutete er auf eine uralte Wallbüchse, die ein Kaliber hatte, in welches man bequem wallnußgroße Kugeln hätte laden können, wenn solche zur Stelle gewesen wären.

Da riß Oraszewicz einen silbernen Knopf, wie solche oft in

Taubeneigröße Edelleute und reiche Bürger an ihren Kartuschen damals trugen, von seinem Gewand, lud ihn in die Waffe, streckte sie aus der Scharte und gab Feuer. Der Schuß that seine Wirkung. Man sah den General Panin mit den Armen in die Luft greifen und vom Pferde stürzen. Ein jäher Schrecken bemächtigte sich der Suite, sie stob auseinander, und ehe sie sich wieder besann, hatte man die Leiche Panins in das zunächst befindliche Neuthor gebracht und sie — ausgeraubt.

Panin wurde aber dann mit allen militärischen Ehren an der Stelle begraben, wo er gefallen war. Ein einfaches Steinkreuz bezeichnete hundert Jahre hindurch die Stelle, wo einer der fähigsten und tüchtigsten Generale Rußlands ein jähes Ende genommen.

Im Jahre 1896 wurden auf Anregung der russischen Regierung die Gebeine ausgegraben und unter festlichen Ehren nach dem Vaterlande übergeführt.

Bei Untersuchung des Skeletts fand sich im Hohlraum des Schädels ein silberner Knopf, wie oben beschrieben, vor. Hierdurch ist die That des Draszewicz beglaubigt, welcher übrigens schon damals vom Magistrate der Stadt Krakau eine ehrende schriftliche Bestätigung erhielt, die unter Glas und Rahmen heute noch von seinen Nachkommen aufbewahrt wird. Ebenso ist dort die alte Wallbüchse, mit welcher der Schuß gethan wurde, noch zu sehen. Zu bemerken bleibt freilich, daß Kasimir Draszewicz sonst keineswegs ein guter Schütze war, sondern daß dieser denkwürdige Schuß lediglich dem Zufalle zuzuschreiben ist. A. D. B.

Eine merkwürdige Anwendung der Photographie findet beim Steueramt in New York statt. Wenn daselbst von auswärts Güter ankommen für Kaufleute in anderen Städten der Union, so werden sie in gesicherte Eisenbahnwagen verladen und mit dem photographischen Schlosse des Zollhauses verschlossen. Das Schloß selbst ist nichts als ein gewöhnliches Vorlegeschloß, bei welchem mittels einer besonderen Vorrichtung ein Stück Glas von einem Zoll im Quadrat über dem Schloß angebracht und dort durch eine Feder festgehalten wird, die man nicht erreichen kann, ohne das Glas zu zerbrechen. Durch kein Mittel der Welt, selbst nicht durch die schlauesten Manöver ist es möglich, das Schloß zu entfernen oder zu öffnen, ohne das Glas

zu zerbrechen. Hierin liegt der Wert des Schlosses. Eine große Glasscheibe, auf einer Seite rot, wird in New York präpariert, indem man sie zunächst in Quadrate von der betreffenden Größe teilt. Auf jedem Quadrate bringt man nun allerlei eigentümliche rote Figuren und unregelmäßige Flecken hervor, indem man die rote Farbe an den übrigen Stellen mittels Flußsäure fortätzt. So ein Stück Glas kann nicht vervielfältigt werden. Der Regierungsphotograph empfängt diese Gläser in Washington und macht drei Photographien davon, die ganz getreue Abbildungen der Figuren und Flecken auf dem Glase zeigen, und dann werden Glas und Photographien in kleine Quadrate zerschnitten und in kleine Kasten verpackt, jedes Glasquadrat mit seinen drei Papierphotographien zusammen. Diese werden dann den Beamten zum Gebrauche übergeben.

Der Beamte in New York verschließt die Eisenbahnwagen, in denen sich die betreffenden Waren befinden, befestigt ein Stück jenes präparierten Glases über dem Schlüsselloche und schickt die Photographie davon an den Beamten in Philadelphia oder anderwärts, der nachher die Güter in Empfang nimmt. Wenn bis zur Ankunft des Wagens das Schloß erbrochen, und die Glasscheibe durch eine andere ersetzt worden ist, so erkennt der Beamte dies sofort und weiß, daß an der Sendung etwas nicht in Ordnung ist. W. H.

Königliche Rache. — Unter der Regierung ihrer Stiefschwester, Maria der Blutigen, wurde Elisabeth von England eine Zeitlang im Tower gefangen gehalten. Da man sie im Verdacht hatte, in eine Verschwörung gegen die Königin verwickelt zu sein, bewachte man sie streng. Namentlich hatte sie sich über die Härte zu beklagen, mit welcher sie der Gouverneur des Towers, Sir Henry Benningfield, behandelte.

Als sie nach dem Tode Marias Königin wurde, glaubte man fest, sie würde blutige Rache an jenem nehmen. Eines Tages ließ sie auch den Gouverneur an den Hof rufen; zitternd erschien dieser und warf sich ihr zu Füßen. Aber Elisabeth sagte: „Sir, geht ruhig wieder nach Hause; wenn ich einen strengen Kerkermeister brauche, so weiß ich aus eigener Erfahrung sehr gut, an wen ich mich zu wenden habe.“ D.

Die Rechnung für einen Hundeanzug. — Wohl jedermann hat schon von der lächerlichen Modekrankheit reicher Protzen gehört, die ihre Hunde mit Anzügen ausstatten, als gelte es, menschliche Wesen zu bekleiden. Wir geben hier eine in der That vorgekommene Rechnung wieder, die eine bekannte Gräfin in Paris für die „fashionable Garderobe" eines ihrer Vierfüßler zu bezahlen hatte:

Plattiertes Halsband	Mark	5.—
Silberner Fußreif	„	12.—
Sechs Nachthemden	„	12.—
Zwei Paar braune Stiefeln	„	8.—
Zwei Paar Gummischuhe	„	8.—
Ein „Seebad"-Rock	„	6.50
Ein Morgenrock	„	7.—
Ein Gesellschaftsrock (gestickt)	„	21.—
Ein pelzverbrämter Ueberrock	„	20.—
Zusammen	Mark	99.50.

—dn—

Zu den vier Kreuzen! — Saphir kehrte einst auf einer Fußreise durch Thüringen in einem an der Landstraße gelegenen Wirtshause ein, welches in dem aushängenden Schilde drei Kreuze führte. Er bestellte ein Frühstück. Die Wirtin, die ihn für einen wenig beachtenswerten Wanderer hielt, überhörte seine Bestellung und bediente einige andere ihr bekannte Gäste. Aergerlich stand Saphir endlich auf, zog seinen Ring, in dem sich ein Diamant befand, vom Finger und ritzte folgenden Vers in die Fensterscheibe:

„An den Wirt.
Drei Kreuze sind das Schild vor Deiner Thür,
Häng Deine Frau dazu, so macht es vier!"

Die Fensterscheibe blieb erhalten, und man nannte die Wirtschaft noch lange Zeit darauf „Das Gasthaus zu den vier Kreuzen". M. L—t.

